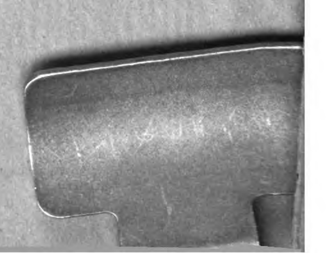
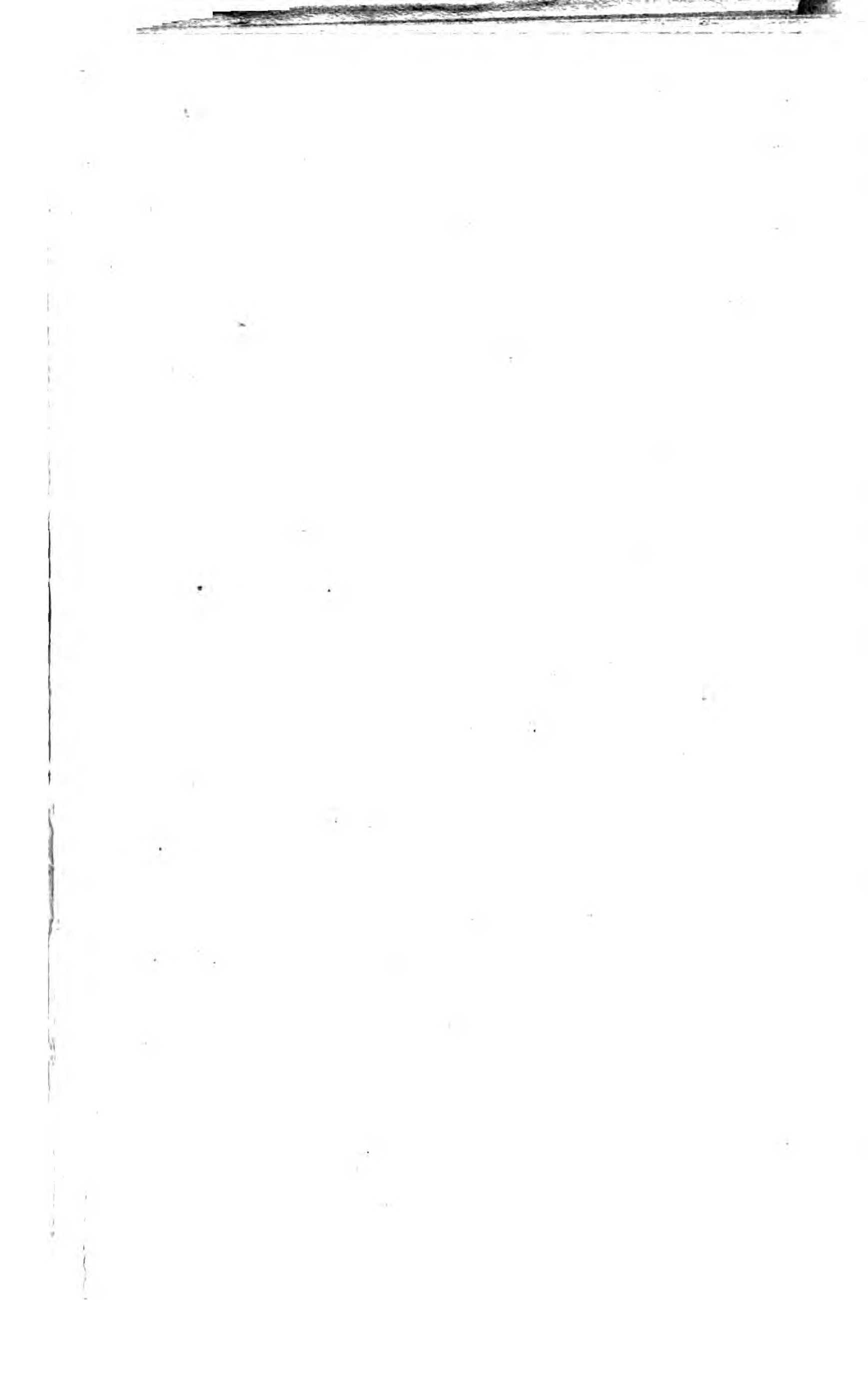
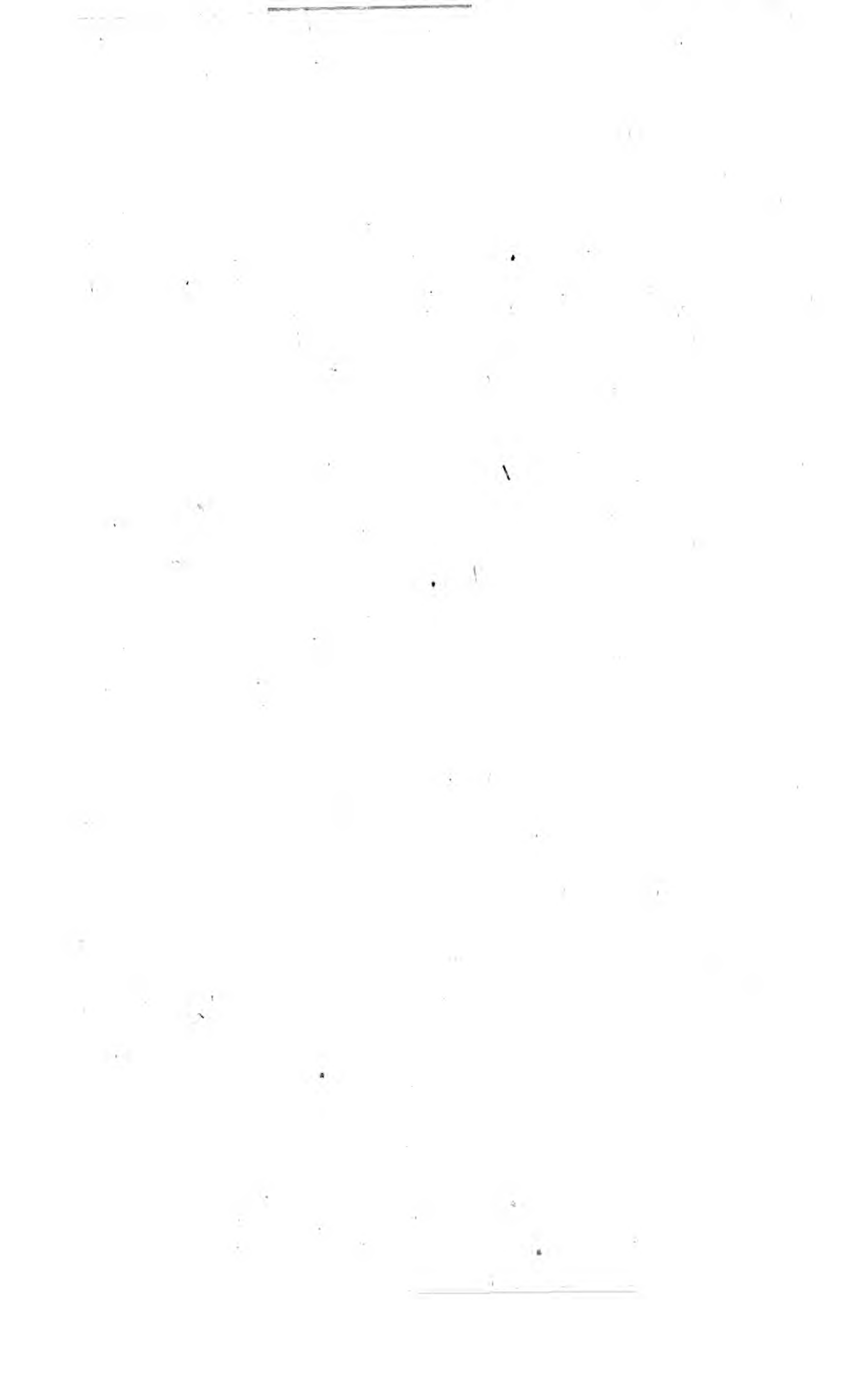
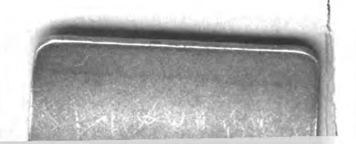


IE
ELT
DES
LEICHTSINNS
10 GESCHICHTEN VON DER
LIEBE









Die Welt des Leichtsinns

10 Geschichten von der Liebe

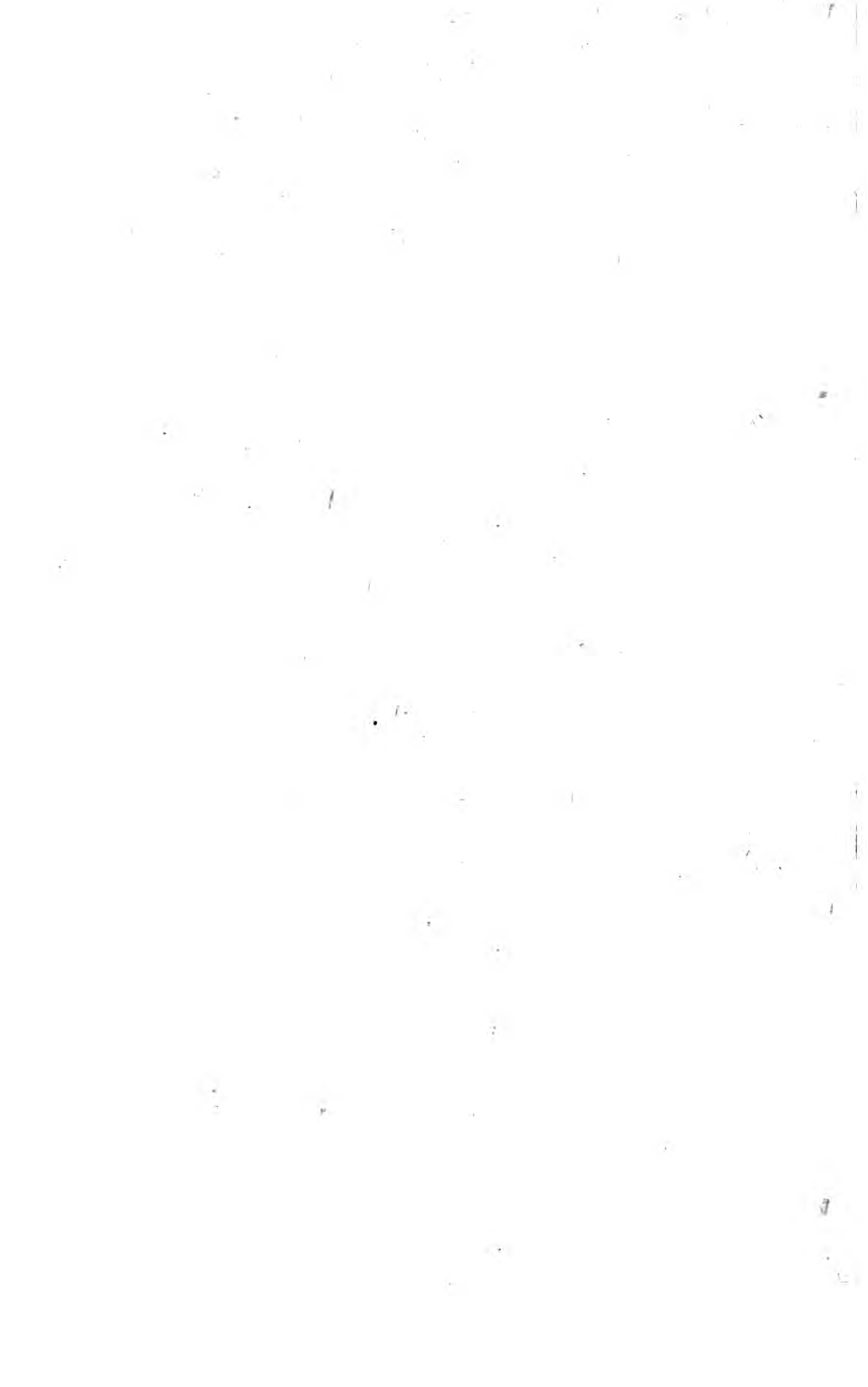


G. Hirth's Verlag, München 1920

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig



Inhaltsverzeichnis



Schluß

Von Fritz von Ostini.

„Heute abend wird mal wieder ordentlich in der American Bar gelumpt!“ sagte Grete mit einem Ton, der jeden Widerspruch ausschloß.

„Ich habe gerade noch vierundvierzig Mark und achtzig Pfennige — und heute ist der Zwölfte!“ gab ich ein wenig kleinlaut zur Antwort. Sie aber mißverstand mich gänzlich und meinte:

„O, das reicht schon, wenn man sich ein wenig einschränkt!“

Was war da zu machen! Ein Tor ist immer willig, wenn eine Törin will; besonders wenn er so jung und so verliebt ist, wie ich war, damals. Und sie war so drollig, wenn sie einen kleinen Champagnerschwips hatte.

Also gut denn! Ob man am zwölften, oder erst am achtzehnten mit dem Monatswechsel fertig wird, was liegt daran?!

Um neun Uhr saßen wir in der behaglichen Ecke der Bar. Grete ganz in schwar-

zem Atlas, Spitzen und Krepp — ein wenig redoutenhaft — aber enorm fesch und riesig vergnügt.

„Also was essen und trinken wir?"

Sie zog einen winzigen silbergefaßten Notizblock und ein Bleistiftchen hervor, legte es auf den Tisch und sagte:

„Ich will Buch führen, weil wir hübsch Haus halten müssen. Über zweiundvierzig Mark darf's nicht machen, denn zwei Mark Trinkgeld muß der Adolf kriegen! Ich meine, wir fangen mit einem Champagner-Cobbler an, nicht? Sie notierte die zwei Mark sauber auf ihrem Block. Und dann jedes ein Dutzend? Nicht?" Und sie schrieb in ihre Rechnung sieben Mark für Austern ein. Nur zu: es war schon alles eins und das Unheil nun einmal im Zuge! Wieder vertiefte sie sich in Wein- und Speisekarte. „Dann vielleicht ein Huhn in Kasserolle und eine Flasche Chateau Lagrange dazu? Nicht?" Gewissenhaft notierte sie den Betrag und zog die Summe: 17 Mark 50 Pfennige! „Propre Arbeit, gelt, Butzi? Ja, wenn du mich nicht hättest!"

Sie aß mit dem großartigen Appetit, der sie auszeichnete, und trank mit der Kenner-

schaft, die bewundernswert war an einem Geschöpf, das selbsiebent in einer Dachwohnung bei Kartoffeln und Brunnenwasser aufgewachsen.

„Zigaretten hast du wohl mit? Die hier sind mir lieber, aber wir müssen sparen!" Großartig bewilligte sie mir eine Henry Clay und notierte 60 Pfennige dafür. Dann einen Giardinetto! Eine Stange Bleichsellerie! Ein bißchen Stilton! Die Liste wuchs rapid. Sie knabberte und schlürfte ununterbrochen, rauchte, kokettierte nach den Nachbartischen hinüber und kontrollierte immer wieder ihre Rechnung. „Butzi, jetzt müssen wir an den Sekt denken. Irroy, goût americain, was? Auf zwei Flaschen reicht's nicht mehr, aber auf anderthalb!"

Die halbe kam auf mich, die ganze auf Grete, und sie wurde überaus lustig dabei, entzückend lustig! Zärtlichkeiten aber verbat sie sich heute mit auffallender Strenge. Schließlich war die halbe Flasche nach der ganzen ausgetrunken, Grete addierte mit Eifer und teilte mir das Fazit mit den Worten mit: „Jetzt reicht's gerade noch für eine Droschke!"

Sie war ein wenig ernster geworden und

sprach beim Nachhausefahren wenig. Eigentlich nichts, als die mehrfach wiederholten Worte: „Nicht doch! Pfui! Laß mich! Du bist unartig!“

Ich schloß ihr die Haustür auf, nachdem ich dem Kutscher mit pompöser Gebärde meine letzten achtzig Pfennige überreicht. Grete stand auf der Schwelle der Haustür und sagte dann mit rührender Einfachheit:

„Was ich dir sagen wollte, Schatzi — die Sache mit uns Zweien hat ein Ende! Weil ich dir nicht wehe tun wollte, sage ich dir es erst im letzten Augenblick — morgen früh kommt mein neuer Freund aus Stuttgart herüber und wir fahren dann wahrscheinlich nach Italien!“

Ich war viel zu perplex, um überhaupt was zu sprechen. Sie aber fuhr fort: „Recht vielen Dank für den vergnügten Abend! Adieu Schatz!“ Sie gab mir einen schönen Abschiedskuß und das letzte, was ich von ihr hörte, war: „Du könntest mir noch deine Wachskerzchen geben — da hast du sie, in der Billettasche!“ Dann verschwand sie in der Tür...

Nach der Gefühlsseite zu war sie nicht stark entwickelt!

Greifenstein

Von Raoul Auernheimer.

„Ich hab' eine wunderbare Idee!" sagte er, indem er stehenblieb und sie leicht am Arme zurückhielt.

„Na, was denn schon wieder?" fragte sie mit einem sehr nachsichtigen und glücklichen Lächeln.

„Wir fahren nach Greifenstein."

„Aber, was fällt dir ein?" Und sie legte eine solche Entrüstung in diese Worte, als hätte er ihr den Antrag gestellt, mit ihm nach Australien durchzugehen. Ihn brachte das nicht mehr aus der Fassung.

„Ich bitte sehr", sprach er mit komischem Stirnrunzeln, indem er jedes Wort unbeugsam betonte: „Wir fahren nach Greifenstein. Ich bin dazu entschlossen."

Da lachte sie voll schelmischer Geringschätzung: „Ach so, Sie sind schon entschlossen! Ja, das ist ganz etwas anderes."

Und dann drückte sie das runde weiße Kinn

mit einer bezaubernden Trotzigkeit in die duftige, helle Halskrause, daß ein jeder die Überzeugung gewinnen mußte: Die wird nie nach Greifenstein fahren. Nie!

Aber er schien diese Überzeugung nicht zu haben. Er zog die Uhr: „Jetzt ist es 1/24. Du wirst heute vor 9 Uhr nicht zu Hause erwartet, weil deine Tante Geburtstag hat."

„Meine Cousine", wandte sie ein.

„Also Cousine. Jedenfalls haben wir fünf Stunden für uns. Und es ist ein wunderschöner Frühlingstag. Ich gehe weiter und sage: Es ist ein Tag im Mai. Und du bist achtzehn und ich bin zwanzig Jahre alt. Und du hast wunderbare schwarze Augen. Und kurzum, ich sehe gar nicht ein, warum wir nicht nach Greifenstein fahren sollen."

Sie ließ sich auf Verhandlungen ein.

„Es ist ja doch schon viel zu spät."

„Für Greifenstein", erklärte er bestimmt, „ist es nie zu spät... Ich meine, weil jede halbe Stunde ein Zug geht. Wir fahren also um 4 Uhr 3 Minuten. Um 4 Uhr 15 Minuten bekomme ich den ersten Kuß."

„Gar keine Idee!" versicherte sie.

Er fuhr fort: „Um 4 Uhr 51 Minuten sind wir in Greifenstein. Überhaupt, wir



müssen fahren. Ich war in meinem ganzen Leben noch nie in Greifenstein."

„Ich auch noch nicht", sagte sie ganz leise und schaute mit großen Augen in die Ferne.

„Na, siehst du. Das ist doch eine Schande. Es wäre geradezu unerhört, wenn wir nicht nach Greifenstein führen."

„Wie? Führen?" fragte sie entsetzt.

„Führen", wiederholte er höhnisch, „das ist nämlich der Konjunktiv der Mitvergangenheit, mein liebes Kind. Aber das muß dich nicht kränken."

Um 4 Uhr 3 Minuten saßen sie im Coupé.

„Warum hast du denn zweite Klasse genommen?" fragte sie vorwurfsvoll.

„Weil ich ein Verschwender bin. Weil ich ein Mensch bin, der 50, 60 Kreuzer vergeudet, wie nichts."

Er legte den Hut ab, und lehnte sich zurück. Sie hatte es ihm aufgebracht, daß er den Hut nur ablege, weil er wisse, daß er ohne Hut hübscher sei. Aber das war gewiß nur eine Verleumdung. Wie dem auch sei, sie schaute ihn voll Zärtlichkeit an und strich ihm mit ihrer kleinen rundlichen Hand über das Haar. Sie hatte ihn ja so lieb, mein Gott, so lieb.

„Mein Hanns!“ und sie legte den Kopf an seine Wange.

„Meine Paula!“ versetzte er mit Routine.

Dann kamen zwei Offiziere säbelklirrend ins Coupé und setzten sich an das andere Fenster.

Hanns neigte sich lächelnd an ihr kleines Ohr. „Was sagst du zu dieser Taktlosigkeit! Die Leute müssen doch sehen, daß da ein junges Paar sitzt, das seine Hochzeitsreise nach Greifenstein macht.“

„Eine Hochzeitsreise!“ seufzte sie elegisch und schaute hinaus, hinüber.

O weh, da hatte er leider wieder eine Dummheit geredet. Das war ja der gefährliche Punkt. Darüber waren schon soviel Tränen geflossen, abends, im dunkeln Park. Auch er hatte bitterlich darüber geweint, jawohl. An einem Abend sogar zweimal nacheinander! Aber schließlich, was half das alles? Er war zwanzig Jahre und sezierte erst seit einem halben Jahre Leichen. Und bis man heutzutage dazu kommt, von seinem Doktorat zu leben, ich bitte Sie! Und sie, sie war eine Telephonistin. Sie war gewiß ein entzückendes, herziges Kind und aus gu-

tem Hause. Aber schließlich, — nicht wahr, Sie verstehen mich: das geht nicht.

Er fand einen Übergang.

„Wie gedenkst du übrigens morgen unseren Hochzeitstag zu begehen?“

„Unseren ...?“

„Nun ja,“ erläuterte er, „morgen ist es doch zwei Monate, daß du mir das erste Rendezvous vor der Akademie gewährtest, um mir zu sagen, daß du mich zwar nie lieben würdest, aber mir hinfort eine mütterliche Freundin sein wolltest ...“

„Geh,“ sagte sie und zuckte unwillig mit dem kleinen Fuß, „du bist so schlecht.“

Das freute ihn, daß er so schlecht war, und mit Lachen versicherte er: „Aber nein, ich mein' es ja ganz ernst. Ich war ja so glücklich darüber, hinfort eine mütterliche Freundin mein zu nennen. Als ich nach Hause schwankte, jubelte ich bei jedem Laternenpfahl: Endlich hast du eine mütterliche Freundin! ...“

„Wirst du ruhig sein?“ fragte sie drohend und legte ihm die Hand auf den Mund.

Er biß sie ganz gemütlich in die Hand und schaute sie dabei ganz wild an.

Darüber brach sie in ein solches Gelächter

aus, daß sie sich das Taschentuch vorhalten mußte. Und auch er lachte mit. Das Lachen übertönte das Rasseln des Zuges, der rußig durch die blühende Landschaft dahinstob. Und die beiden Offiziere schauten auf, schauten hinüber und zwirbelten den Schnurrbart mit einem neidischen Lächeln.

Eine Stunde später stieg das verliebte Paar den Waldweg zu der Ruine hinan. Paula, ein echtes, armes Großstadtkind, keuchte und blieb alle zwanzig Schritte stehen, um sich in den Arm ihres Begleiters zu lehnen und mit geschlossenen Augen ein wenig in Seligkeit zu veratmen.

„Na, du bist mir eine Heldin," lachte er sie gutmütig aus, „du solltest im Sommer mit mir sein, wenn ich im Salzkammergut auf den Almen herumsteige."

„Bist du jeden Sommer im Salzkammergut?"

„Das nicht. Manchmal in Tirol, manchmal in Kärnten, je nachdem."

„So?" sagte sie ruhig, „und wo wirst du denn heuer sein?"

„Heuer? Heuer will ich an den Achensee."

„So?" Ihre Stimme klang kühl und fremd.

Er blickte auf und schaute ihre Augen

traurig auf sich gerichtet. Da fiel ihm ein, welche herzlose Taktlosigkeit er begangen hatte. Das arme Kind mußte Tag für Tag ins Amt gehen, mußte „Hallo! hallo!" rufen und „Bitte gleich!", gleichgültig, ob der Frühling blühte oder der Sommer glühte. Und er, der vorgab, sie zu lieben, teilte ihr ganz ruhig mit, daß er die Absicht habe, sich in den Ferien am Achensee zu amüsieren.

„Das heißt," verbesserte er mit einem liebenswürdigen Lächeln, „ich weiß noch nicht. Vielleicht bleibe ich auch in Wien."

Sie lächelte müde und seufzte leicht. Aber sie nahm seinen Arm und preßte ihn zärtlich an ihr pochendes Herz.

Dann standen sie vor der ragenden Ruine mit ihrem ungefügen Turm.

„Ich heische Einlaß!" sagte Hanns und pochte mit seinem eleganten Spazierstock an die Pforte.

Eine Frauensperson mit einem Schlüsselbund kam um die Ecke herum.

„Siehst du", sagte er geheimnisvoll. „Das ist die Burggräfin. Das ist die Gräfin von Greifenstein."

Für ein mäßiges Trinkgeld führte die Grä-

fin von Greifenstein die beiden durch die schmalen Gänge der Burg, über die steinernen Fliesen der kühlen, hallenden Räume, durch deren kleine, tiefe Fensterbogen der helle Frühling lachte.

Und Paula ging mit neugierig klugen Märchenaugen hinter der Gräfin von Greifenstein, ließ sich das alte Gewaffen zeigen, die Schwerter und Keulen vermoderter Ritter, die sie mit ängstlicher Scheu betrachtete, und schlug mit der Spitze ihres Sonnenschirmes gegen die eisernen Rüstungen in den Saalecken, so daß sie gespenstisch klangen. Und sie sog die kühle Luft der gewölbten Hallen mit vollen Lungen ein und guckte durch ein jedes der dicken Bogenfenster neugierig in den hellgrünen Frühling hinaus.

Als sie dann ganz allein auf der Warte des Turmes standen, kam das Märchen herangerauscht und rauschte durch ihre Seelen.

„Siehst du," sagte er, „wenn du ein kleines Edelfräulein wärest und ich ein junger Fant aus adeligem Blut, das wäre zu hübsch. Ich käme zu deinem Vater, der immer hinter der Weinkanne sitzt, wenn er nicht just jemanden erschlägt, und ich sagte: ‚Herr Graf von Greifenstein, gebt mir Eure liebliche Hil-

degard oder Adelgunde.' — Zunächst würde dein Vater poltern: ,Wer seid Ihr denn, junger Fant, daß Ihr die Erbin von Greifenstein zum Weibe wollt begehren?' Aber ich würde ihm erzählen, daß ich schon mit siebzehn Jahren der böhmischen Königin die Schleppe tragen durfte, und daß ich einen Oheim hätte, der täglich an des Herzogs Hof speise, und das würde auf deinen Vater einen tiefen Eindruck machen. Er würde die Weinkanne auf einen Zug austrinken, würde mir väterlich auf die Schulter klopfen, so daß ich einige blaue Flecke davontrüge, und sagen: ,Hildegard ist Euer!' — Und siehst du, Hildegard, dann wärest du mein!"

Aber Hildegard war traurig: „Ich heiße ja Paula", sprach sie leise.

„Natürlich", sagte er munter. „Es ist ja nur ein Traum. Die Dame, der ich mit siebzehn Jahren die Schleppe trug, war durchaus keine böhmische Königin. Und meinem Onkel fällt es nicht ein, an des Herzogs Hof zu speisen, er ist ja nur ein schäbiger Hofrat. Und was deinen Vater anbelangt ..."

„Kennst du denn meinen Vater?" fragte sie.

„Nein“, antwortete er. Und bei sich dachte er: Aber ich bedauere es nicht.

„Wie schade,“ lächelte sie, „daß ich kein Edelfräulein bin, sondern nur eine arme Telephonistin.“

Er zog sie an sich und küßte sie auf den zuckenden Mund. Dann schauten sie stumm und träumend über Wälder und Ebenen, von Sonnengold überglänzt. Aus dem Örtchen scholl ein leises Hämmern herüber, und drüben, den silberigen Strom entlang, schnaubte ein winziger Eisenbahnzug.

Nach einer Weile fragte er:

„Na, Kleine, gefällt es dir in Greifenstein?“

Da lächelte sie selig und barg ihr Köpfchen an seiner Schulter.

Dann stiegen sie wieder hinunter. Paula war auf einmal ganz ausgelassen. Sie sprang im Wechselschritt und sang mit einer großen Gebärde:

„Ob ich dich liebe, frage die Sterne.“

„Du bist ein kleiner Narr!“ sagte er gütig.

„Und du bist ein großer Aff'!“ versetzte sie.

Das ließ er sich natürlich nicht gefallen. Und er küßte sie so lange, bis sie röchelnd um Verzeihung bat.

Im Gasthaus zum braunen Hirschen nahmen sie unter einem blühenden Kastanienbaum Platz.

„Haben Sie Champagner?“ fragte Hanns den Kellner.

„Jawohl!“ erwiderte dieser in höchster Erregung. „Jawohl. Ich glaube schon.“

„Gut. Dann bringen Sie also eine Flasche Wein und eine Flasche Sodawasser.“

Der Kellner sah entsetzt und verwirrt auf, denn bis Greifenstein dringen diese Scherze aus der Großstadt nicht. Aber Paula schüttelte sich vor Lachen.

Sie aßen und tranken. Paula machte die Hausfrau, strich die Butterbrote, goß den Wein ein, was ihm unendlich viel Vergnügen machte. So kam der Abend. Wenn sie den Zug nicht versäumen wollten, mußten sie aufbrechen. Langsam schritten sie die Straße entlang. Sie waren allmählich beide in einen traumhaften Zustand gekommen. Sie sprachen nicht mehr. Aber sie hing schwer an seinem Arme und summte ein sentimentales Lied.

Dann saßen sie im Coupé. Sie waren allein. Draußen breitete der Abend seinen Purpur über Himmel und Erde. Sie lag

in seinem Arme, ihr Herz klopfte an seiner Brust, ihr Haar schmiegte sich an seine Wange. Von Zeit zu Zeit drückte sie mit kühlen Fingern seine Hand. Und rotgoldene Lichter glommen am Himmel, schillerten in dem bläulichen Wasser des Stromes, und spiegelten sich in ihren großen, schönen, traurigen Augen.

Da drehte sich der Schienenweg, und wie in einem Bilderrahmen erschien im Ausschnitte des Coupéfensters die Ruine Greifenstein, vom Abendgold umwoben.

„Sieh nur!“ rief er hingerissen. „Wie wunderschön!“

Langsam folgten ihre Augen der Richtung seiner ausgestreckten Hand.

„Du,“ sagte er, „wir fahren nächstens wieder nach Greifenstein, nicht wahr?“

Sie schüttelte traurig das Haupt.

„Warum nicht? War es nicht wunderschön?“

„Ja,“ nickte sie, „es war wunderschön. Aber du wirst sehen, wir kommen in unserem Leben nie mehr nach Greifenstein.“

Und eine Träne hing in ihren dunkeln Wimpern.

Damals verstand er sie nicht. Und doch,

sie hatte recht. Es kamen seine Vettern und Onkel zu ihm, und sagten mit hinaufgezogenen Augenbrauen: „Hanns, mach' keine Dummheiten!“ Es kamen ihre Basen und Tanten zu ihr und riefen mit gespreizten Armen: „Paula, du verwirfst dich!“ Eine Zeitlang schleppten sie sich so hin. Dann kamen die Komödien und die Lügen. Dann kam der Ekel, und alles war aus. Ihre Lebenswege gingen auseinander. Sie heiratete nach Jahren einen Knopfagenten, der sie nur deshalb nahm, weil er wußte, daß er ihre erste und einzige Liebe wäre. Sie zog mit ihm nach Pardubitz. Pardubitz aber liegt weit ab von Greifenstein. Er machte Karriere, wurde ein Mann und unternahm weite Reisen. Noch oftmals sah er aus dem stampfenden, rußigen Zug in blühende Landschaften hinaus. Noch manches Frauenherz pochte an seinem eleganten Rock. An manchem schönen Schloß kam er noch vorbei, an mancher Ruine im Abendsonnenschein. In Greifenstein war er nie mehr gewesen.

Der Abreißkalender

Von Karl Ettlinger.

„Nicht weinen! Nicht weinen, Mimi!" bat Edgar, der kleine Leutnant, dem selbst die Tränen in den blauen Kinderaugen standen. „Schau, Schnucki, das wußten wir ja, daß wir uns eines Tages trennen müßten! Du konntest alle Augenblicke an eine andere Bühne engagiert werden, ich konnte täglich ins Feld abgestellt werden, — das wußten wir doch, Schnucki! Und jetzt ist eben der böse Augenblick gekommen, und — nicht weinen, Mimi!"

Der arme, kleine Leutnant stand völlig ratlos vor der Brünette, die sich schluchzend über das Sofa geworfen hatte.

„Ich werde dich nie vergessen, Edgar! Ich werde vor Sehnsucht sterben! Du wirst es eines Tages in der Zeitung lesen — im Feuilleton — oder unter Tagesneuigkeiten — oder unter ‚Hof und Gesellschaft': ‚Gestern vergiftete sich die ausgezeichnete Naive

unseres Stadttheaters... oder erschoß sich ... oder erdolchte sich..."

„Ich werde von deinen großen Erfolgen lesen," versuchte Edgar abzulenken, „von den Orden für Kunst und Wissenschaft, die du kriegen wirst, und ich werde manchmal dein Bild in den Zeitschriften sehen und denken: so also sieht jetzt die Mimi aus, die dich längst vergessen hat! Und was ist aus mir geworden?... Irgendwo ein Massengrab — — in den Argonnen — oder sonstwo..."

Mimi trocknete sich mit dem Spitzentaschentuch die Tränen und sah zu ihm auf. „Glaubst du wirklich, daß ich viele Orden kriegen werde? Nun ja, unsere Salondame, die Stümperin, hat ja auch einen, und ich habe doch zehnmal mehr Talent! Ich werde dir manchmal die Zeitung schicken, wenn ich besonders gelobt werde, — wenn ich überhaupt so lang lebe! Wenn ich nicht inzwischen an gekauten Streichholzköpfen — oder einem vergifteten Dolch..." Sie warf sich wieder über das Sofa und brach in doppelt herzerweichendes Schluchzen aus.

Der kleine Leutnant wußte gar nicht, was er sagen sollte. Er fühlte: wenn er jetzt nicht energisch Schluß machte, dann fing er selbst

an zu weinen. Und das durfte er nicht. Er hatte einmal als Kadett in einem Buch gelesen, ein Mann dürfe sich niemals vor einem Weibe schwach zeigen. Und wenn das schon ein Mann nicht durfte, um wieviel weniger durfte es ein Leutnant.

Er stotterte: „Ich habe dir einen Ring zum Andenken mitgebracht, Schnucki!"

„Einen Ring?" fuhr Mimi auf. „Zeig' mal!" (Sie vergaß ganz ans Weinen.) „O, ein feiner Ring! Tipp-topp! Der kostet mindestens — ich wollte sagen: den nehme ich mit ins Wasser! Und wenn sie mich begraben, muß er mit in meinen Sarg! Ach, Edgar...!"

„Und dann habe ich noch etwas für dich: einen Abreißkalender!"

„Einen Ab-reiß-ka-len-der?" schluckste Mimi.

„Ja, Schnucki!" Er setzte sich neben sie und begann, stolz auf seinen kindischen Einfall, zu dozieren. „Schau, heute haben wir den ersten Juli 1915. Wenn ich nachher fort bin, dann hängst du den Abreißkalender über deinem Waschtisch auf. Und jeden Morgen, wenn du ein Blatt abreißt, mußt du dabei an mich denken. Ob du willst oder nicht. Jeden

Morgen, vom ersten Juli bis zum einunddreißigsten Dezember. Länger brauchst du nicht! Ich bin schon glücklich, daß du ein halbes Jahr lang täglich wenigstens **einmal** an mich denken mußt!"

„Immer denk' ich an dich, immer! Jedesmal, wenn ich ein Blatt abreiße, werd' ich mir sagen: der Kalender ist von deinem Edi! Der Kalender und der Ring. — Der Stein ist doch echt?"

Der kleine Leutnant küßte ihr gerührt die Augen. „Ich weiß, daß du mich nicht vergessen kannst!" Und er dachte: „Ach, wenn ich doch in irgendeiner Schlacht fiele, oder wenn mir doch jetzt beim Nachhausegehen ein Ziegelstein auf den Kopf fiele oder irgendein anderer Tod passierte! Was ist das Leben ohne Mimi!"

* *
*

Der Verlust Eduards ging Mimi doch nahe. Als ihre Zofe **am vierten Juli** das Schlafzimmer betrat, fand sie ihre Herrin jämmerlich weinend vor dem Abreißkalender. Mimi hielt das abgerissene Kalenderblatt in der Hand und stöhnte: „Jetzt

ist er schon draußen! O Gott!.. Ich halt's nicht aus... ich werd' von der Bühne gehen, ja, das werd' ich tun, und eine Stelle als Ladenmädchen... oder als Schreibmaschinenfräulein... irgendwo auf dem Land..."

„Aber gnädiges Fräulein!"

„Wenn ich aber doch sonst sterbe?"

Sie nahm den Abreißkalender von der Wand, drückte ihn leidenschaftlich ans Herz, küßte ihn glühend.

Dabei fiel ihr Blick zufällig in den Spiegel und sie sagte sich: „Die Locke tiefer in die Stirne müßte mir eigentlich ganz gut stehen!"

Dann hing sie den Kalender traurig wieder an seinen Platz.

*   *
*

Am sechsundzwanzigsten Juli stand Mimi mit einem Blaustift vor dem Abreißkalender.

„Ach Eduard!" seufzte sie melancholisch. „Und Schnucki hast du mich immer genannt ... Schnucki! Und deine lieben blauen Augen... oder waren sie braun?"

Sie blätterte bis zum ersten Dezember und

zeichnete auf dieses Kalenderblatt ein großes blaues A.

Das bedeutete „Auslösen“. Am ersten Dezember wollte sie den Ring wieder auslösen. Eigentlich hatte es recht wenig dafür gegeben im Pfandhaus. Mein Gott, ein Leutnant ...

Natürlich war es schade, daß sie den Ring nicht mehr am Finger trug. Aber schließlich: „Wozu einen Ring? Ich denke ja auch so täglich an ihn, ich hab' ja den Abreißkalender. Und überhaupt.“

Sie seufzte ihren tiefsten Bühnenseufzer.

* *
*

Am siebzehnten August, während die Zofe Anna sie frisierte, hielt Mimi den Abreißkalender in der Hand und las: „Dienstag, den siebzehnten August. Heinrich Hirzel, geboren 1766. Bundesvertrag der Schweizer Kantone 1815. Friedrich der Große, gestorben 1786. Dem Herzen angeboren ist die Treue, Robert Hamerling. Griessuppe mit Nockerln, Kohlrabi mit Salzkartoffeln, Rouladen mit —“

„Richtig,“ sagte Mimi, „Rouladen haben wir schon lange nicht mehr gehabt. Ich

möchte morgen wieder einmal Rouladen. Aber ohne Sehnen! Vergessen Sie's nicht, Anna!"

* *
*

„Anna!" rief Mimi am Morgen des zweiten Septembers und streckte sich wohlig im Bett. „Anna, wissen Sie nicht mehr Eduards Adresse? Ich hab' sie verlegt und ich möchte ihm so gern diese Kritik schicken. ‚Eine sehr begabte Anfängerin' steht drin. Wie war doch gleich seine Adresse?"

„Ich weiß sie nicht mehr."

„Siebente Kompagnie oder so ähnlich. Oder neunzehnte. Mein Gott, es gibt jetzt so schrecklich viele Kompanien! O, der Krieg... Ich komm' nicht drauf. Schade! Er hätte sich sicher riesig gefreut. — 's ist gut, Anna!"

Die Zofe wandte sich zum Gehen.

„Anna!"

„Gnädiges Fräulein?"

„Den wievielten haben wir heute eigentlich?"

„Den zweiten September."

„So!! Und seit acht Tagen haben Sie den Abreißkalender wieder nicht abgerissen! Ver-

geßliche Person!! An jede Kleinigkeit soll ich selbst denken! — Und Rouladen hab' ich auch nicht gekriegt!"

„Es war fleischloser Tag, und —"

„Schweigen Sie!! 's ist rein zum Umbringen! Ich kau' doch noch mal Streichhölzer..."

* *
*

„Was hast du nur für einen scheußlichen Abreißkalender über deinem Waschtisch!" rief am zwölften Oktober der Heereslieferant Baumüller. Vor Kriegsausbruch war er ein schlichter Dreiquartelprivatier gewesen; aber als dann der Krieg kam — dieser schöne Krieg; Herr Baumüller hofft, daß er noch recht lange dauert —, da beteiligte sich der schlichte Dreiquartelprivatier sehr erfolgreich mit seinem Vermögenchen an Heereslieferungen.

„Wie kommt nur dieser geschmacklose Kalender in dein elegantes Boudoir?"

„Bitte sehr!" sagte Mimi beleidigt. „Das ist ein Andenken an meine Mutter! Sie ist im Januar gestorben!"

Und sie begann zu weinen.

„Ich wollte dich nicht kränken“, stammelte der Heereslieferant. „Nicht weinen, Schnacki! Nicht weinen!“

„Nein, laß mich! Du bist so rücksichtslos!“ Und sie weinte noch heftiger. „Daß gerade d u mich so verletzen mußt, — du, den ich so liebe!“

Sie weinte ergreifend.

O, sie hatte seit dem dreißigsten Juni große Fortschritte gemacht. Eduard würde wohl bald in der Zeitung von den ersten Orden lesen!... Oder hatte er Adolf geheißen? — Schade, daß sie seine Briefe verbrannt hatte. Weil sie doch die Kassette für ihren Schmuck brauchte. Wie hieß er doch noch?

* *
*

„Was bedeutet nur das blaue A?“ fragte sich Mimi lachend a m e r s t e n D e z e m b e r. „A... A? Ach ja, richtig: ich wollte Anna heute Gehaltsaufbesserung geben. Anna!!“

„Gnädiges Fräulein, es ist eben ein Feldpostpaketchen für Sie gekommen.“

„Zeig' mal her!“

Sie machte das Paketchen auf. Ein Ab-

sender war nicht genannt. Und es enthielt — einen Abreißkalender für das nächste Jahr. Auf dem ersten Blatt stand: „Ich liebe dich, Mimi!“

„Ganz praktisch“, sagte Mimi. „Ich wollte mir sowieso dieser Tage einen kaufen. Ich kann die vielen Rendezvous nicht mehr im Kopf behalten. Schnacki, Schnecki, Schnocki, Schnicki. So ein Abreißkalender ist ganz gut zum Notieren!“

Und nachdenklich fügte sie hinzu: „Er war schon immer sehr aufmerksam, der kleine Edi. Oder hieß er Oskar? . . . Mein Gott, das ist nun wohl auch an die fünf Jahre her! . . .“

Das Liebchen von Berlin

Von Henry F. Urban.

William Bell aus Cincinnati, Ohio, öffnete gegen Abend die Haustür irgendwo im Westen von Berlin und trat hinaus, als eine männliche Stimme aus dem ersten Stockwerk herunterrief: „Billy! Billy!“ Es war die Stimme seines Freundes Charlie Großmann aus Muskonetcong in Pennsylvania. Die beiden hatten eine gemeinsame Junggesellenwohnung inne.

„Was gibt's?“ fragte Billy nach oben.

„Bring' noch etwas gekochten Schinken mit, Billy!“

„Schön!“ erwiderte Billy und trabte davon. Das Gespräch war in englischer Sprache geführt worden. Billy steuerte schnurstracks auf Ostermanns Delikatessenladen zu, wo sie ihre Einkäufe zu machen pflegten. An der Kasse saß eine „Neue“, die Billy noch nicht gesehen hatte, ein junges Ding, rund und schlank zugleich, gesund zum Platzen. Und

frisiert war sie nach der neuesten Mode. Sie funkelte Billy mit zwei kohlschwarzen Augen an, und da niemand weiter im Laden war, sagte sie:

„Sie wünschen, mein Herr?" Denn sie war nicht nur Kassiererin, sondern half auch die Kunden bedienen, wenn's not tat.

Billy wünschte dies und das und zuletzt ein halbes Pfund „gekochtes" Schinken. Mit dem Deutschen haperte es noch bedenklich.

„Sie sind woll amerikanisch?" fragte sie.

„Jawohl!" erwiderte Billy. „Wie Sie das geratet haben! Wondervull!"

„Na, det hert man doch jleich am Sprechmatismus!" meinte die Neue. „Hier herum wohnen ja so ville Amerikaner!"

Billy freute sich diebisch, nahm seine sieben Sachen in Empfang und trollte sich heimwärts. Daheim angelangt, erzählte er seinem Freunde Charlie von der neuen Kassiererin bei Ostermann. Während sie ihren Tisch deckten, meinte Billy ganz begeistert: „Die Augen, Charlie, die Augen! Und so drollig! Wenn ich nur den verfluchten Berliner Dialekt erst raus hätte! Deutsch ist schwierig, aber Berlinisch ist noch schwieriger!"

Charlie lachte. Plötzlich schien Billy etwas einzufallen. Er eilte ins Nebenzimmer und kam gleich darauf mit einem deutschen Lexikon zurück, in dem er verzweifelt herumblätterte.

„Was suchst du denn?" fragte Charlie.

„Ich finde nicht Sprechmatismus. Sie sagte, sie hörte an meinem Sprechmatismus, daß ich Amerikaner sei."

„Ja, wenn du solche Ausdrücke im Lexikon suchst," meinte Charlie belustigt, „kannst du lange suchen." Dann erklärte er dem Freunde den Ausdruck.

„Du hast's gut!" erwiderte Billy. „Du bist von deutscher Abkunft!" Nach dem Abendessen setzten sich die beiden ans Klavier und spielten vierhändig. Sie waren in Berlin, um Musik zu studieren.

Es dauerte gar nicht lange, so waren Billy und die neue Kassiererin bei Ostermann gute Bekannte geworden. Wenn der blonde, magere Billy mit dem gewaltigen Stehkragen und dem kleinen Strohhütchen auf dem Ohr nachmittags von seinem Professor kam und bei Ostermann vorüberging, so verfehlte er nicht, durchs Schaufenster zu sehen. Manchmal gewahrte ihn Rosa, dann nickte sie ihm

freundlich zu. Das tat Billy wohl. Daß sie Rosa hieß, hatte er schon heraus. Eines Abends kam Billy über den Lützowplatz, als er plötzlich Rosa vor sich erblickte. Er grüßte freundlich und fragte in seinem fürchterlichsten Deutsch, wo das Fräulein hingehe. Es sei ihr freier Abend, meinte sie, und sie ginge zu ihrer Tante. Fein sieht sie aus, alle Wetter! dachte der Billy aus Cincinnati. Ihr Kleid war höchst einfach, aber saß wie angegossen. Sie merkte, wie er seine Augen bewundernd an ihr herauf und herunter gleiten ließ, und lächelte. Ob er ein paar Schritte mitgehen dürfe, fragte Billy.

„Mit Verjnijen. Wo wanken Sie denn hin?"

Wanken — — wanken — — Billy bedauerte, daß er kein Lexikon bei sich hatte. Aber es mußte wohl so etwas wie wandeln oder gehen heißen.

„Heim!" erwiderte er freundlich und winkte nach dem Westen hin. „Wir haben heit abend Besuch mit Damen. Ich muß die Schokolade machen. Mein Freund Charlie is zu dumm, wissen Sie."

„Der kleene Rote, mit dem Sie immer jehen?" Billy nickte.

„Na, er sieht nich uff'n Kopp jefallen aus — wie so'n kleener Fuchs."

Uff'n Kopp jefallen — — — uff'n Kopp jefallen — — — Billy schüttelte seinen eigenen Kopf. Er ließ sich das näher erklären.

„Ah, ich verstehe. Aber Fräulein Rosa, bitte sprechen Sie mehr Deitsch."

„Das is ja Deitsch."

„O ja, aber ich meine, was man lörnt in die Schule."

„Ach so, meinswegen!" Sie schüttelte sich vor Lachen.

„Ibrigens", meinte Billy, „wissen Sie ja nich, wer ich bin. Ich bin William Bell aus Cincinnati. Meine Freunde nennen mich Billy!"

Es war seine Angewohnheit, wenn er sich vorstellte, immer hinzuzufügen, daß er aus Cincinnati sei. Er stellte es sich als einen Hauptspaß vor, einmal mit Rosa spazieren zu gehen. So fragte er ohne Umschweife, ob Rosa am nächsten Sonntag mit in den Zoologischen Garten käme.

„Machen wir!" entgegnete Rosa. Sie verabredeten, sich um drei Uhr am Nollendorfplatz unter der Hochbahn zu treffen. Dann

gestand der Billy aus Cicinnati, daß er umkehren müsse und verabschiedete sich.

Billy und Charlie waren zur festgesetzten Stunde am Nollendorfplatz. Einige Minuten später traf auch Rosa ein, eine bezaubernde Phantasie in Blau. Aber was hatte sie mit ihrem Gesicht gemacht? Billy und Charlie blickten sich verdutzt an. Rosa hatte sich geschminkt, fürchterlich geschminkt. Sogar die Lippen waren ziegelrot.

„Aber Fräulein, das war nich netig mit so ein hibsches Gesicht!" versetzte Billy lächelnd. „Ich denke, wir wischen das besser ab."

„Ick dachte, wenn ick mit so feine Schentelmänner aus Amerika jehe — —"

„O nein, o nein!" sagte der Billy aus Cincinnati und zog sie sanft mit sich fort in die nächste Straße hinein. Hier führte er sie in einen Hausflur, nahm sein Taschentuch und wischte ihr die Schminke vom Gesicht.

„Jott, wie fein det Taschentuch riecht!" meinte Rosa, wie Billy damit in ihrem Gesicht herumfuhr. In kurzem kam ihr natürliches Gesicht wieder zum Vorschein.

„So!" meinte Billy, als er fertig war. Und zu Charlie gewandt, setzte er hinzu:

„Nun is sie wieder schrecklich lieblich, is sie nich?“

Dann bestiegen sie einen Straßenbahnwagen und fuhren nach dem Zoologischen Garten. Sie fanden einen Tisch auf der Terrasse vor dem Restaurant, unter den grünen Bäumen. Es war außerordentlich genußreich. Bald spielte die eine Militärkapelle, bald die andere. Auf der Promenade zwischen den beiden Musikpavillons wogte die Menge hin und her: Offiziere, deren Uniformknöpfe und goldene Litzen in der Sonne funkelten, elegante Damen mit bunten Sonnenschirmen und vielfarbigem Blumenschmuck auf den Hüten, magere Studenten und fette Bankiers. Statt des billigen Kaffees tranken sie den feineren Mokka. Rosa verzehrte schon das fünfte Stück Kuchen zum Mokka und erklärte, daß sich's doch nirgends so schön „präpeln“ lasse wie bei „Mutter Jrün“. Zwei Ausdrücke, die Charlie wieder seinem Freunde Billy zu übersetzen hatte. Der Sicherheit halber schrieb er sie sich aber auf. Billy mußte Rosa von Amerika erzählen und von John P. Morgan, den sie natürlich Morjan nannte. Er tat das in einem Deutsch, das Rosa „zum Blöken“ fand. Die Worte,

die ihm fehlten, hatte Charlie zu liefern. Überhaupt — — was hätten sie ohne Charlie gemacht? Er war unentbehrlich. Die drei unterhielten sich herrlich. Als Rosa das achte und letzte Stück Kuchen nahm, gestand sie:

„Uff — — die Puste verjeht mir schon. Aber lieber den Magen verrenkt, als 'n Wirt was jeschenkt!" Und dann schoß sie einen funkelnden Blick auf Billy und meinte: „Ach Herr Bell — mit Ihnen könnte ick bis mang die Indianer jehen!"

„O, Sie sind zu gitig!" erwiderte Billy entzückt. „Aber was ist Puste?"

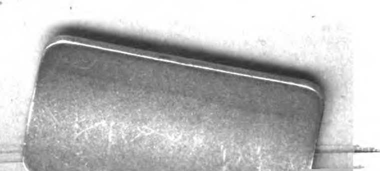
Seit diesem Sonntagnachmittag betrachtete sich Rosa als Billys Auserwählte. Sie sprach nur noch von „ihrem Billy" und redete ihn einfach mit du an. Ihre freie Zeit gehörte Billy. Sie benutzten sie zu Ausflügen in die Umgegend, nach Paulsborn, wo sie in dem Garten vor dem kleinen Wirtshaus saßen, nach Hundekehle, oder weiter nach Wannsee, Nikolskoje und Potsdam. Und immer war Charlie als vereidigter Dolmetscher für Berlinisch von der Partie. Rosa machte sich das Vergnügen, auf Fragen Billys mit „Yes" oder „No" zu antworten. Auch leistete sie sich

öfter das den Amerikanern so überaus teure „Allright". Billy fand das entzückend. Wenn sein Entzücken gar keine Grenze mehr kannte, so schlug er sich klatschend auf den Schenkel und rief:

„By Jimmy — — es herrscht eine allgemeine Gemütlichkeit!" Das hatte er in einem Vereinsbericht in der Zeitung gelesen. Worauf Rosa erwiderte:

„Det Deutsch, was er quasselt — — jottvoll!"

Billy war unzweifelhaft glücklich, sehr glücklich. Zum Ausdruck seines Glückes komponierte er eine Phantasie: Das Liebchen von Berlin, oder wie er's englisch nannte: The Sweetheart of Berlin. Als er fertig war, lud er Rosa auf seine Bude ein und spielte ihr das Stück auf dem Klavier vor. Sie fand es „jöttlich", gab Billy einen Kuß und gestand wieder, daß sie mit Billy bis mang die Indianer gehen könnte. Es war ihre felsenfeste Überzeugung, daß es in Cincinnati und Umgegend von Indianern wimmelte. Billy bemühte sich vergebens, ihr das auszureden. Der Name Cincinnati, behauptete sie, klänge schon „so nach Lederstrumpf". Sie bat Billy, noch mehr zu spie-



len. Er rasselte Walzer, Tänze und Märsche herunter, zu Rosas hellem Entzücken, die Charlie bewundernd gestand: „Nee, und die Klaukommode versteht er zu bearbeiten!" Diese Bezeichnung für Klavier war sogar Charlie neu. Nach dem Konzert kochte Billy Schokolade und Charlie machte belegte Brötchen zurecht. Rosa fand, daß die Musik auf den Magen wirke und Hunger erzeuge.

Seit dem Konzert in Billys Wohnung erschien er ihr nur noch liebenswerter. Wenn er bei Ostermann vorüberkam, so ergriff sie die Wurst, die sie gerade schnitt und schwenkte sie grüßend in der Luft. Das Erstaunen der Kunden focht sie nicht weiter an. Billy war das nicht gerade angenehm. Er bat sie, die Würste beiseite zu lassen. Dafür kam sie dann aber aus dem Laden, sobald sie ihn auf der Straße erblickte, wenn keine Kunden da waren, und begrüßte ihn. Auch das behagte ihm wenig, weil die Nachbarschaft darauf aufmerksam wurde. Daher vermied er an dem Laden vorüberzugehen und erreichte seine Wohnung auf Umwegen. Rosa kam aber dahinter und machte ihm bittere Vorwürfe. Sein Professor sei umgezogen und wohne jetzt in der Nettelbeckstraße, log Billy. Da-

her komme er nicht mehr vom Magdeburger Platz her nach Hause, sondern von der Kurfürstenstraße. Das beschwichtigte Rosa nur wenig. Sie wartete, bis sie abends Licht in der Wohnung Billys sah und kam dann zu Besuch. Aber da sie fortwährend kam, ließ sich Billy verleugnen. Nun war es Rosa klar, daß eine andere dahinter stecke. Sie lauerte ihm einmal des Abends auf und sagte ihm ihren Verdacht in ausgesuchtem Berlinisch auf den Kopf zu.

„Meine liebe Rosa," sagte Billy ganz erschrocken, „ich habe nie an so etwas gedenkt. Ich habe jetzt soviel Werk an meine Hand, ich bin ganz mide davon. Aber laß uns zu ein Restaurant gehen, wo es gemitlich is und wir ein Gespräch haben können."

Das „jottvolle" Deutsch Billys und sein Anerbieten beruhigten sie etwas. Sie gingen in ein Restaurant am Nollendorfplatz und hier mußte Billy versprechen, daß er keine andere lieben werde. Halb drohend, halb im Scherz fügte sie hinzu:

„Jungeken, wehe dir, wenn ick dir mal mit eine andere ertappe. Dann wird's sengerig."

„Sengerig?" fragte Billy.

„Jawoll — — es passiert was!"

Billy fand diese Aussicht wenig angenehm. Aber er lachte und tat, als hielte er ihre Warnungen nicht für ernst. Im stillen gelobte er sich freilich, nun erst recht sich unsichtbar zu machen. Dieser kleine Teufel wurde ihm zu gefährlich. So ein Temperament! Er hoffte, daß das junge Pflänzchen Liebe, wenn er es nicht pflegte, von selbst absterben würde. Doch er hatte nicht mit Rosas Temperament gerechnet. Eines Nachmittags begleitete er eine junge Amerikanerin aus Boston nach Hause, die sich in Berlin zur Sängerin ausbilden wollte. Es war eine ganz oberflächliche Bekanntschaft — — weiter nichts. Sie schritten über den Magdeburger Platz und waren in heiterem Gespräch begriffen, als plötzlich Rosa vor ihnen stand.

„Siehste, Jungeken, jetzt haben wir dir!" sagte sie, und ehe Billy sich's versah, hatte er eine Ohrfeige bekommen. Dann ergoß sich eine wahre Sturmflut heftiger Vorwürfe über ihn. Menschen eilten von allen Seiten herzu. Billy faßte sich, führte seine sprachlose Begleiterin nach einer Droschke, sprang hinterdrein und befahl dem Kutscher, rasch da-

vonzufahren. Er hörte noch, wie Rosa den Versammelten den Sachverhalt erklärte. Als er in Sicherheit war, erzählte er seiner Begleiterin, was es mit der jungen Dame auf sich habe. Sie fand das außerordentlich romantisch. Als Billy nach Hause kam, machte er Charlie von dem Vorfall Mitteilung. Sie zündeten sich ihre Pfeifen an und hielten einen regelrechten indianischen Pauwau über das, was nun zu tun sei. „Wir müssen ausziehen, so schnell wie möglich!" war die Entscheidung. Früher als sonst gingen die beiden an diesem Abend zu Bett. Es mochte so gegen zwölf Uhr sein, als Billy von einem Geräusch wach wurde. Er lauschte. Es klang, als ob Hagelkörner an die Fensterscheiben schlügen. Billy stieg aus dem Bett und lugte seitwärts durch den Fenstervorhang auf die Straße. Unten im Licht der nächsten Laterne stand Rosa und warf kleine Kieselsteine an sein Fenster. Als sie Billy erspähte, rief sie hinauf:

„Ick bin's, Billy. Mach' man uff. Ick tu dir nischt!"

Billy dachte erst daran, Charlie zu wecken, der im Hinterzimmer ungestört weiterschlief. Er beschloß aber, ihn schlafen zu lassen,

schlüpfte in seinen Schlafrock und öffnete das Fenster.

„Was gibt's?“ fragte er herunter, nicht eben freundlich.

„Ach Billy, lieber juter Billy,“ sagte Rosa, „sei doch man bloß nich böse wejen heut nachmittag. Aber wie ick dir so mit der blonden Stange ankommen sah, und wie du so mit den Oogen jeklappert hast — — konnte ick mir nich mehr halten und ick habe mir erlaubt, dir eene runter zu latschen.“

„Ich habe nicht ganz verstanden. Es is zu Berlinisch gewesen!“ versetzte Billy und ließ sich die Sache wiederholen. Er erwiderte: „Es war eine Scham von dir!“ Das übersetzte er wörtlich aus dem Englischen. Er meinte Schande. „Und ich will nich länger mit dir verkehren. Das is das Ende davon. Eine Ohrpfeife is genug für mich. Du hast besser heimgehen und mich schlafen lassen.“

„Also aus is es mit uns, Billy?“

Eine harte Männerstimme von der Straße her mischte sich ein. Sie fragte, was hier vorgehe. Es war ein Schutzmann.

„Herr Polizist!“ rief Billy herunter. „Ich bin William Bell aus Cincinnati. Diese junge Dame gab mich heit nachmittag eine

Ohrpfeife in der Straße, weil ich mit eine andern Dame ging, sehr anständig. Nun macht sie noch Skandal in der Nacht. Es sollte nich erlaubt sein, denken Sie nich so?“

Darauf der Polizist zu Rosa: „Sie dürfen hier keine nächtliche Ruhestörung veranlassen, das jeht nich. Wenn ich Ihnen raten kann, jehen Sie nach Hause.“

„Jott, ick jeh' ja schon. Billy, so 'ne Jemeinheit von dir hätte ick nich für möglich jehalten. Na, mir kann's recht sein. Was jeb' ick um so'n Jammerlappen — — pff!“ Sie warf den Kopf zurück und schritt davon. Aber als sie um die nächste Ecke gebogen war, zog sie ihr Taschentuch hervor und schluchzte zum Gotterbarmen. Derweilen hatte Billy das Nachtlicht angezündet, sein Lexikon hervorgeholt und suchte nun nach dem Wort Jammerlappen. Aber er fand es nicht. Da ging der Billy von Cincinnati wieder zu Bett und schlief mit dem dankbaren Herzen eines Mannes ein, der um ein Haar unter ein dahinbrausendes Automobil geraten wäre.

Die Lokomotive

Szene von Ludwig Wolff (1902).

Graf Westerberg, 29 Jahre.
Conte Scardazzi, 34 Jahre.
Leopold, Diener des Grafen, 52 Jahre.

Graf Westerberg (ruft): Leopold!

Leopold (glattrasiert, feierliches Gesicht): Herr Graf befehlen?

Graf W. (leutselig): Na also, was ist's? Haben Sie sich die Sache überlegt, Leopold?

Leop.: Herr Graf entschuldigen, da gab es nichts zu überlegen.

Graf W.: Ja was heißt das? Fürchten Sie sich?

Leop.: Wenn Herr Graf die Wahrheit befehlen, so muß ich sagen: Ja.

Graf W.: Das ist kindisch. Ich habe Ihnen die Sache doch so dargestellt, daß Sie absolut nichts zu fürchten haben.

Leop.: Ich bitte um Entschuldigung, das ist die Darstellung des Herrn Grafen gewesen.

Graf W.: Na, leuchtet Ihnen die nicht ein?

Leop. (zögernd): Ja, ja, — aber der Herr Graf sollten nicht vergessen, daß ich Familienvater bin.

Graf W.: Wie kommt das dazu?

Leop.: Ich meine nur, das legt einem gewisse Verpflichtungen und Rücksichten auf. Wenn ich allein wäre —

Graf W.: Sie haben doch nur einen Sohn! Was machen Sie da für Geschichten? Ich verpflichte mich, Ihren Sohn irgendwo gut zu placieren, bei meinen Bekannten, ich garantiere Ihnen für 150 Kronen monatlich. Kann er rasieren?

Leop.: Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf, mein Sohn ist Doktor juris und in der Statthalterei.

Graf W. (verblüfft): In der Statthalterei?

Leop. (stolz): Jawohl, Herr Graf.

Graf W.: Na also, da braucht er doch weder Sie noch mich.

Leop.: Entschuldigen, Herr Graf, in der Statthalterei bekommt man lange Zeit kein Gehalt.

Graf W. (unwillig): Ja, warum haben Sie ihn dort eintreten lassen? Warum wird

er nicht Advokat oder Finanzbeamter oder so was, wo man gleich verdient?

Leop.: Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf, das hat er ja nicht notwendig. Er hat Lust zum politischen Dienst, — und ich auch.

Graf W.: Ja, was hat das für einen Zweck?

Leop.: Ich möchte gern, daß er Hofrat wird.

Graf W.: Sie sind größenwahnsinnig. Übrigens von mir aus, — ich werde Ihnen keine Schwierigkeiten machen. Aber das kostet doch ein Heidengeld?

Leop.: Jawohl, es kostet sehr viel Geld, Herr Graf, und deswegen meinte ich eben vorhin —

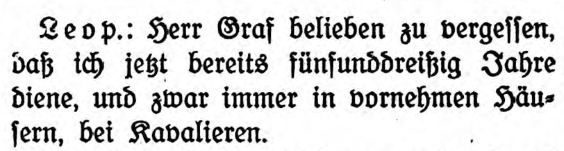
Graf W.: Sagen Sie einmal, Leopold, wieviel Geld haben Sie eigentlich?

Leop.: Sechsundfünfzigtausend Gulden, Herr Graf.

Graf W. (überrascht): Sechsundfünf — — Sie machen einen Witz!

Leop.: Das werde ich mir doch nicht erlauben, Herr Graf.

Graf W. (springt auf und geht umher): Ja, sagen Sie mir, wieso kommen Sie zu soviel Geld?



Leop.: Herr Graf belieben zu vergessen, daß ich jetzt bereits fünfunddreißig Jahre diene, und zwar immer in vornehmen Häusern, bei Kavalieren.

Graf W.: Und dabei kann man sich soviel ersparen?

Leop.: Fünfunddreißig Jahre sind eine lange Zeit, Herr Graf.

Graf W.: Immerhin. Sie haben doch von Haus aus kein Vermögen gehabt?

Leop.: Nein, aber vom Salär und von den Trinkgeldern und den kleinen Legaten, die mir meine verstorbenen Herrschaften ausgesetzt haben, läßt sich schon etwas ersparen.

Graf W. (für sich): Sechsundfünfzigtausend! (Bleibt vor Leopold stehen): Na, schauen Sie, da machen Sie solche Geschichten wegen dieser Lappalie.

Leop.: Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf, für mich ist es keine Lappalie. Besonders jetzt nicht, wo ich viele Ausgaben habe und nichts einnehme.

Graf W. (brüsk): Sie werden Ihren Lohn schon bekommen.

Leop. (verbeugt sich devot).

Pause.

Graf W.: Also ich will es Ihnen noch leichter machen. Sie werden mir zweitausend Gulden leihen.

Leop. (zerknirscht): Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf — —

Graf W.: Ich gebe Ihnen einen Wechsel.

Leop.: Herr Graf — —

Graf W.: Sie können sich die Forderung auf unserem Gut intabulieren lassen.

Leop.: Entschuldigen, Herr Graf, das Gut gehört ja dem Herrn Onkel.

Graf W.: Es gehört auch mir. Es ist unser Fideikommiß. Wissen Sie, was das ist?

Leop.: Jawohl, Herr Graf.

Graf W.: Na also?

Leop.: Ich bitte vielmals um Vergebung, Herr Graf, das Gut ist überschuldet.

Graf W. (zornig): Woher wissen Sie das? Erstens kann es gar nicht überschuldet sein, und zweitens, woher wissen Sie es?

Leop.: Ich habe mich informieren lassen, Herr Graf.

Graf W.: Sie sind ja ein sehr angenehmer Spion im Haus. (Er legt sich wieder auf den Diwan. Nach einer Pause): Also

zum letztenmal, wollen Sie oder wollen Sie nicht?

Leop.: Ich bin Familienvater, Herr Graf, ich —

Graf W.: Also nein. Jammern Sie nur nicht. (Der Graf sieht zur Decke, Leopold steht devot da.) Legen Sie meinen Frack heraus und ein Frackhemd!

Leop.: Zu Befehl, Herr Graf. (Er geht ab. Der Graf bleibt eine Weile allein und pfeift.)

Leop. (erscheint wieder mit einer Karte).

Graf W. (springt auf und sagt): Lassen Sie eintreten. (Leopold ab.)

Conte Scardazzi (tritt ein): Grüß dich Gott, Westerberg.

Graf W.: Servus, wie geht's dir denn?

Conte S.: Bin ich froh, daß ich dich getroffen hab'. Du, du mußt mir einen Dienst erweisen.

Graf W.: Mit Vergnügen. Brauchst einen Sekundanten?

Conte S.: Aber nein. Ich brauch' zweihundert Gulden bis zum Ersten.

Graf W. (sieht ihn an und beginnt dann unbändig zu lachen).

Conte S.: Ja, was hast du denn?

Warum lachst du? (Der Graf kann sich nicht fassen.) So sag' doch!

Graf W. (immer noch von Lachen geschüttelt): Wieviel — wieviel — brauchst du?

Conte S.: Zweihundert Gulden bis zum Ersten.

Graf W. (fängt von neuem zu lachen an).

Conte S. (setzt sich nieder): Ich setz' mich inzwischen nieder. Bis du mit dem Lachen fertig bist, sag's mir.

Graf W. (lachend): Wo — wo steckst du denn die ganze Zeit?

Conte S.: In Waidhofen, weißt du das nicht?

Graf W. (lachend): Also deswegen.

Conte S.: Ich bitt' dich, hör' jetzt mit dem Lachen auf und red' vernünftig. Worüber lachst du denn eigentlich?

Graf W. Weil ich, weil ich in meinem ganzen Vermögen (er greift in seine Westentasche) vierzehn Kreuzer oder achtundzwanzig Heller besitze.

Conte S.: Was sind das für Späße!

Graf W.: Nein, nein, das ist mein voller Ernst.

Conte S.: Ich verstehe kein Wort.

Graf W.: Also ich besitze in meinem ganzen Vermögen vierzehn Kreuzer. Was verstehst du daran nicht?

Conte S.: Aber, aber — —

Graf W.: Außerdem besitze ich — eigentlich besitzen kann man da nicht sagen —, also außerdem habe ich zweiundsiebzigtausend Gulden Schulden.

Conte S.: Das beweist gar nichts. Deswegen kannst du mir doch zweihundert Gulden leihen.

Graf W.: Ja aber, Mensch, ich habe doch nur vierzehn Kreuzer, und die brauch' ich selbst. Ich bin nämlich heut abend wo eingeladen. Zehn Kreuzer kostet die Tramway und vier Kreuzer geb' ich Trinkgeld.

Conte S.: So borg' dir das Geld aus.

Graf W.: Ja, bei wem denn? (Ironisch.) Bei meinem Herrn Kammerdiener?

Conte S.: Geh, du bist ungefällig.

Graf W. (ernst): Ich sehe, du warst zu lange in Waidhofen. Ich bin nämlich ganz fertig.

Conte S.: Das glaubt man immer.

Graf W.: Nein, diesmal stimmt die Sache.

Conte S.: Du hast doch deinen Onkel?

Graf W.: Der ist selbst ganz parterre. Hast du eine Zigarette?

Conte S. (nimmt sein Etui aus der Tasche): Da.

Graf W.: Danke. (Er zündet seine Zigarette an.) Übrigens einmal hat er schon ganz anständig für mich berappt. Aber jetzt geht es nicht mehr. Weißt du, das Gut ist nämlich ein Fideikommiß, und dabei sind tausend Schweinereien. Man kann nur einen bestimmten Betrag aufnehmen und so weiter. Ekelerregend. Der alte Herr hat selbst nichts. Er schrieb mir gestern, daß er sich den ganzen Winter von Fasanen nähren muß, der arme Teufel, weil er die Fasanerie aufläßt.

Conte S.: Das ist ja schrecklich. Und was machst du?

Graf W.: Ich warte.

Conte S.: Worauf?

Graf W.: Das weiß ich nicht.

Conte S.: Aber so kann man doch nicht leben?

Graf W.: Ich sage dir, man kann, man kann, — weil man muß.

Conte S.: Warum heiratest du nicht?

Graf W.: Das fragen meine Gläubiger auch. Aber es ist wirklich nicht so leicht. Ein armes Mädel kann ich nicht nehmen und ein reiches — —

Conte S.: Schaust du dich wenigstens um?

Graf W.: Das besorgen schon meine Herren Gläubiger. Die haben nämlich an dieser Partie das größte Interesse.

Conte S.: Natürlich.

Graf W.: Weißt du, ich bin jeden Tag woanders eingeladen. Zur Besichtigung. Das machen alles die Gläubiger. So komme ich wenigstens zu einem warmen Nachtmahl.

Conte S.: Ich glaube, man nennt das Zynismus.

Graf W.: Lieber Freund, in gewissen Lebenslagen kommt es absolut nicht auf den Namen an, ich versichere dir.

Conte S.: Na und warum zieht sich das so in die Länge?

Graf W.: Ich bitt' dich, bei dem Materialismus, der heute herrscht! Die Leute informieren sich so lange, bis nichts draus wird.

Conte S.: Sag' einmal, wie kannst du dir eine solche Wohnung leisten?





Graf W.: Das ist das geringste. Die Möbel gehören mir, sind jedoch (er schlägt das Tischtuch zurück, so daß man das Pfändungssiegel sieht) verpfändet. Und die Miete zahlen die Gläubiger pro rata ihrer Forderungen, wie man sich juristisch ausdrückt. Sie haben nämlich auch Interesse daran, daß ich standesgemäß wohne.

Conte S.: Das ist ja entsetzlich. Wie bist du denn so in die Patsche geraten?

Graf W.: Wie? Wie? Durch mein grenzenloses Pech. Ich habe ein Pech, das jeder Beschreibung spottet, im großen und im kleinen. Ich habe noch nie im Kartenspiel etwas gewonnen. Ich habe Pferde laufen lassen, sie haben sich das Genick oder einen Fuß gebrochen. Ich habe, — doch wozu soll ich das detaillieren? Sag' mir lieber, was treibst du in Waidhofen? Was bist du eigentlich?

Conte S.: Bezirkskommissär.

Graf W.: Kann man davon leben?

Conte S. (lachend): Nein.

Graf W.: Warum sitzt du dann dort?

Conte S.: Man muß doch etwas tun.

Graf W. (lachend): Sozialist!

C o n t e S.: Sag' einmal, warum ziehst du nicht zu deinem Onkel aufs Gut?

G r a f W.: Brr! Fasanen essen?

C o n t e S.: Das ist doch immer noch besser, als gar nichts essen.

G r a f W.: Eigentlich möcht' ich schon; aber es geht so schwer. Erstens lassen mich meine Gläubiger nicht weg, zweitens brauche ich zu dieser Übersiedlung mindestens hundert Gulden. Wenn ich mir tausend Stück Zigaretten und zweihundert Stück Havannas kaufen kann, dann ziehe ich aufs Land.

C o n t e S.: Und diese hundert Gulden kannst du dir nicht auftreiben?

G r a f W.: Ebensowenig wie eine Million.

C o n t e S.: Ja hast du denn gar nichts, was du verkaufen könntest?

G r a f W.: Gar nichts.

C o n t e S.: Einen Ring? Eine Krawattennadel? Gar nichts?

G r a f W.: Das heißt, ich lüge, ich besitze eine Lokomotive.

C o n t e S. (ungläubig): Eine — eine — Lokomotive?

G r a f W.: Jawohl.

Conte S.: Eine wirkliche Eisenbahnlokomotive zum Fahren?

Graf W. (ungeduldig): Ja, ja, eine wirkliche Lokomotive, namens „Kassandra", aus Eisen und Blech mit einer Dampfpfeife und was sonst noch zu einer anständigen Lokomotive gehört.

Conte S.: Ja, Mensch, wie kommst du zu einer Lokomotive?

Graf W.: Auf die einfachste Weise von der Welt. Ich brauchte nämlich einmal hundertzwanzig Gulden, unbedingt, es handelte sich um den Geburtstag einer Dame, die ich liebte. Dieses Geld konnte ich mir nicht anders verschaffen, als indem ich die Lokomotive kaufte.

Conte S.: Das versteh' ich nicht.

Graf W.: Du bist in deinem Waidhofen ganz verbauert. Ich mußte ganz einfach einen Wechsel auf sechstausend Gulden ausstellen. Dafür bekam ich — — — eine Kiste Kognak, die Lokomotive und die hundertzwanzig Gulden, die ich brauchte.

Conte S.: Du bist irrsinnig.

Graf W.: Ja, dieses Geschäft war nicht sehr vorteilhaft, aber es stammte aus meiner schlechtesten Zeit, da ich gar keinen Kre-

dit mehr hatte. Den Kognak habe ich ausgetrunken, aber mit der „Kassandra“ war nichts anzufangen. Für die müßte man einen Liebhaber finden.

Conte S.: Weißt du, ich bewundere deinen Humor. Ich könnte das nicht. Ja also, was ist es denn mit der Lokomotive? Ist sie gebrauchsfähig?

Graf W.: Ich denke nicht. Sie ist ein veraltetes Modell, ich glaube Muster 1851 oder so was. Sie sieht wie eine Postkutsche aus.

Conte S.: Hast du keinen Käufer gesucht?

Graf W.: Mit Laternen! Ich habe jeden besseren Menschen gefragt, ob er nicht eine billige Lokomotive kaufen wolle. Es ist leider keine Nachfrage nach alten Lokomotiven.

Conte S. (sieht sich unwillkürlich um): Wo hast du deine Lokomotive eigentlich stehen?

Graf W. (lachend): Na, hier im Salon nicht. Sie steht auf einem hiesigen Frachtenbahnhof.

Conte S.: Das muß doch viel Lagerzins kosten?

Graf W.: Zwanzig Gulden monatlich.

Conte S.: Zahlst du die wenigstens?

Graf W.: Womit denn? Ich bekomme die Zahlungsaufträge, das genügt.

Conte S.: Du bist unverantwortlich.

Graf W.: Soll ich mir vielleicht noch einen Lokomotivführer zur Pflege dieses Kastens engagieren?

Conte S. (nachdenkend): An einer solchen Lokomotive ist doch eine Menge Eisen. Du, Westerberg, ich weiß jemand, der deine Maschine kauft.

Graf W.: Du bist verrückt geworden?!

Conte S. (lebhaft): Nein, im Ernst, ich kenne jemand, der solches Zeug kauft.

Graf W.: Du, ich glaub' dann wirklich daran.

Conte S.: Also, wenn ich dir sage, ich weiß jemand, einen Eisentrödler.

Graf W.: Wie kommst du zu einem Eisentrödler?

Conte S.: Darüber kann ich dich nicht aufklären, das ist eine diskrete Sache, eine Liebesgeschichte.

Graf W.: Mit dem Trödler?

Conte S. (lacht): Nein, aber das ist doch nebensächlich. Genug, wenn er dir die „Kassandra" abkauft.

Graf W. (freudig): Du, wenn das wahr wäre? Dann könnt' ich aufs Gut hinaus.

Conte S.: Zieh' dich rasch an, wir gehen sofort zu dem Manne.

Graf W. (ruft): Leopold, meinen Gehrock! (Zu Scardazzi): Glaubst du wirklich, daß der Idiot die Maschine kauft?

Conte S.: Sicher.

Graf W.: Hurra, das ist eine Chance.

Leop. (erscheint mit dem Gehrock über dem Arm und einem Brief in der Hand): Dieser Brief ist vorhin gekommen, Herr Graf, ich mußte sechs Heller Bestellgebühr zahlen.

Graf W.: Gut, gut. Jetzt noch meinen Hut und meinen Spazierstock! (Leopold ab. Der Graf öffnet den Brief, liest und lacht bitter auf.)

Conte S.: Was gibt's denn? (Leopold bringt den Hut, die Handschuhe, den Spazierstock und steht während des Folgenden unbeweglich da.)

Graf W.: Die Eisenbahnverwaltung teilt mir mit, daß heute früh Herr Leopold Atzenhofer zur Deckung seiner Forderung im Betrage von 424 Kronen die Lokomotive „Kassandra" hat pfänden lassen. Na, sag' selbst, hab' ich Pech oder nicht?

Conte S.: Ja, lieber Freund, wenn's einmal nicht gehen will, so geht's nicht. Da kann man nichts machen. Wer ist dieser Leopold Atzenhofer, der die Lokomotive gepfändet hat?

Graf W.: Ich habe keine Idee. Vermutlich ein Gläubiger.

Conte S.: Ich frage deshalb, weil ich in der Statthalterei einen Kollegen gehabt hab', der so geheißen hat. Der war aber ein Doktor.

Graf W. (stockend): In — der — Statthalterei? (Jäh): Sie, Leopold, wie heißen Sie?

Leop.: Atzenhofer, Herr Graf.

Graf W. (außer sich): Was? Sie unterstehen sich?. Sie haben die Lokomotive pfänden lassen?

Leop.: Zu Befehl, Herr Graf.

Graf W.: Was, Befehl! Wie können Sie sich erfrechen?

Leop.: Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf, ich wollte die „Kassandra" sicherstellen, damit sie niemand anderer pfändet.

Graf W.: Sie sind ein charakterloses Subjekt! Pfui, schämen Sie sich! Sie wollen ein Kammerdiener sein?

Leop.: Ich bitte um Entschuldigung, Herr Graf, ich habe es im Interesse des Herrn Grafen getan.

Graf W.: Was heißt das?

Leop.: Ich dachte mir nämlich, wenn der Herr Graf einmal in momentane Verlegenheit kommen sollte, so könnte ich dann leicht mit — mit — (er überlegt) mit hundert Gulden aushelfen.

Graf W. (weist zur Tür): Hinaus! Kein Wort mehr! (Leopold zieht sich devot zurück.) Wir reden noch miteinander. (Zu Scardazzi): Na, was sagst du dazu?

Conte S. (achselzuckend): Was soll man dazu sagen! Jedenfalls hättest du nicht so grob sein sollen. Vielleicht kann der Mann dir wirklich hundert Gulden leihen?

Die Geschichte der kleinen Blanche mit den großen Händen

Von Reinhard Koester.

„Was für große Hände die Kleine hat!" sagten die Freunde und Verwandten, als man ihnen das Kind zeigte. Aber es lag nichts Tadelndes in diesen Worten — man hob dies lediglich als eine erstaunliche Eigenart hervor, wie man etwa von einem gesunden Kinde sagt: „Wie dick es ist!" ohne damit eine Unförmlichkeit andeuten zu wollen. Dann kam eine lange Zeit, in der davon nie mehr die Rede war, denn die Kinder armer Leute werden nicht mehr sonderlich beachtet, sobald sie aus den Windeln heraus sind und keiner ständigen Pflege mehr bedürfen. Erst als die kleine Blanche ungefähr zwölf Jahre alt geworden war, wurde man wieder darauf aufmerksam und nun sagte man: „Das Mädchen hat doch viel zu große Hände."

Bald merkten es auch die Kinder, mit denen sie spielte; sie neckten sie, aber zugleich staunten sie darüber und bewunderten sie gar, denn immerhin war es etwas, was die anderen nicht hatten. Ihren Eltern fiel es erst auf, als die Kleine eines Tages weinend zu ihnen lief und klagte, daß ein Junge gesagt habe: „Pfui, was für garstige Hände hast du!" Und die Mutter betrachtete sie erschreckt und meinte dann besorgt, zu ihrem Mann gewendet: „In der Tat, das Kind hat häßlich große Hände!"

Von der Zeit ab fühlte sich die kleine Blanche wie gebrandmarkt. Sie konnte ihre Hände nicht ohne Schmerz sehen, sie haßte sie und suchte sie zu verbergen. Dadurch verlor sie alle natürliche Sicherheit ihrer Bewegungen; ihr Fehler trat desto sichtbarer hervor, je mehr sie ihn verbergen wollte. Es kam ihr vor, als betrachte jeder nur ihre Hände, jedes Wort erschien ihr wie eine Anspielung darauf, jedes Lachen traf sie wie Spott. Sie wurde scheu und galt als ein unverträgliches, zänkisches Kind. Dabei hatte sie ein feingeschnittenes Gesicht und eine schlanke, fast zerbrechlich zierliche Gestalt. Sie war wohl das hübscheste unter den Mädchen

der umliegenden Häuser, wußte sich aber nicht zur Geltung zu bringen: ihre Hände hinderten sie.

Und als sie in das Alter kam, wo die Mädchen anfangen, sich gegenseitig mit abschätzenden und eifersüchtigen Blicken zu betrachten, fühlte sie sich stets als die häßlichste. Es war ihr unbegreiflich, daß die etwas ältere hübsche Eliane, die eigentlich gar nicht hübsch war, aber kleine Hände hatte, sich mit ihr abgeben konnte und freundschaftlich mit ihr verkehrte — sie schien ihr wie ein Abgott, und ihre Liebe zu ihr hatte viel von der Anhänglichkeit eines Hundes an seinen Herrn.

Wenn ich nur so schön wäre wie Eliane, dachte sie immer voll schmerzlicher Sehnsucht und unverhehltem Neid.

Als Eliane fünfzehn Jahre alt war, hatte sie einen Liebhaber, einen Friseurgehilfen, der einen schönen schwarzen Filzhut auf den herrlich geölten und gescheitelten Haaren trug, wenn er Sonntags mit ihr ausging und ihr den Arm bot wie einer Dame. Anfangs durfte sie manchmal mit ihnen gehen, bald aber zogen es die beiden vor, allein zu sein.

Eliane erzählte ihr triumphierend ihre Lie-

besabenteuer. Schon nach einigen Wochen sagte sie leichthin:

„Ich werde mir bald einen anderen nehmen; meine Freundin hat einen, der ihr einen großen Hut mit einer Feder gekauft hat."

Wie stolz das klang: ich werde mir einen anderen nehmen! dachte Blanche. Sie mußte wohl froh sein, wenn einer sie nehmen mochte. Und zwei Wochen später hatte Eliane auch einen großen Hut mit einer Feder, bald darauf neue Schuhe und einen Ring — und nach einer Weile sagte Blanches Mutter vorwurfsvoll:

„Du solltest dir ein Beispiel an der Eliane nehmen. Die geht mit feinen Herren, trägt schöne Kleider und gibt ihrer Mutter schon manchmal Geld für den Haushalt, während du herumläufst wie ein Aschenbrödel."

Blanche erwiderte kein Wort. Von dieser Stunde haßte sie Eliane. Ihre sklavische Sehnsucht nach Glück verwandelte sich in verbitterten Trotz, es ihrer Nebenbuhlerin gleichzutun oder sich gar über sie zu erheben. Dem Beispiel anderer Mädchen folgend, bot sie sich Malern als Modell an. Die Sucht Geld zu verdienen, verdrängte leicht ihr inneres Schamgefühl. Sie hatte oft gehört, daß

man mit schönen Kleidern allerlei körperliche Fehler verdecken könne — warum nicht auch die großen häßlichen Hände? Als sie sich zum erstenmal vor einem Maler entkleidete, versteckte sie sie nach Möglichkeit. Staunend erfuhr sie nun, daß sie einen wohlgebauten schönen Körper besaß, wie man ihn selten fand. Einer sagte sogar, daß die großen Hände ihm einen besonderen Reiz gäben, als sie ängstlich wegen dieses Fehlers fragte. Es war ein stiller, einfacher Mensch, der sie sehr freundlich und mit einer Achtung behandelte, die sie bei anderen manchmal vermißt hatte. Vielleicht ahnte er nach der Art ihrer Frage, daß diese Hände ihr Qual verursachten, vielleicht sagte er es halb aus Mitleid.

Nach der Arbeit lud er sie ein, an seinem spärlichen Abendessen teilzunehmen und eine Tasse Tee mit ihm zu trinken. Sein Wort vom Reiz ihrer Hände war für sie Erlösung; es dauerte nicht lange, daß sie ihre Scheu überwand und vor ihm als ihrem Retter ihr kleines armes Leben ausbreitete.

Als sie nach Hause ging, blieb sie vor einem erleuchteten Schaufenster stehen, um sich im Spiegel zu betrachten. Verwundert

mußte sie ihm recht geben, daß die großen weißen Hände sehr reizvoll aussahen, wie sie sich so von dem schwarzen Kleid abhoben.

Dankbarkeit und Mitleid schufen zwischen den beiden ein Verhältnis, das an Liebe streifte. Sie hätte ihm sicherlich alles gegeben, was sie zu geben hatte — wenn er es gefordert hätte. Aber er forderte nichts und blieb gleichmäßig freundlich zu ihr. Ohne sich darüber klar zu sein, empfand sie das als Beleidigung; schon keimte ein plötzlicher Hochmut in ihr auf, der die Dankbarkeit erstickte.

„Er ist es nicht, der mich schön gemacht hat", sagte sie sich. „Ich war nur dumm und hielt mich für häßlich, weil einige neidische Menschen mir gesagt hatten, ich hätte zu große Hände."

Und wenn sie jetzt eine spöttische Bemerkung über ihre großen Hände hörte, dachte sie: „Er versteht das nicht."

Bald schon empfand sie es als eine Gnade, wenn sie abends seiner Einladung folgte. Da dem Maler die Veränderung ihres Gebarens nicht entging und er sie eigentlich nur aus Mitleid länger als nötig bei sich behalten hatte, entließ er sie.

Nun zeigte es sich, daß er sie in der Tat schöner gemacht oder ihr wenigstens den früh verlorenen Reiz zurückgegeben haben mußte, denn viele begehrten sie jetzt als Modell, und nicht wenige gingen weiter in ihrem Begehren. Wenn sie sich der Werbungen, die freilich meistens nur dem Augenblick galten, erwehrte, tat sie es nicht aus Schamgefühl; es war zugleich ein Hochmut, der sie glauben ließ, sie sei zu Besserem bestimmt.

Kurze Zeit darauf kam sie zu einem Menschen, der im wesentlichen nichts konnte als lachen. Er lachte unaufhörlich, selbst über die gleichgültigsten und albernsten Dinge, und als er ihre großen Hände an den dünnen Armen auf dem schmalen Körper liegen sah, wollte ihn schier der Schlag treffen. Er war ein feister, von Gesundheit strotzender junger Mensch, der nur an sein körperliches Wohlbefinden dachte. Ein Epikuräer mit einem peinlich wirkenden Einschlag selbstgefälliger Gutmütigkeit. So wurde er sofort sehr gerührt, als er sah, daß die kleine Blanche unter seinem Lachen fast zu weinen anfing, und beteuerte ihr, daß es lediglich eine üble Angewohnheit und nicht im geringsten böse gemeint sei. Traurige Men-

schen waren ihm unerträglich, da ihr Anblick ihm die eigene gute Stimmung raubte; deshalb sagte er ihr nun hundert Schmeicheleien, um sie wieder fröhlich zu machen. Und Blanche glaubte ihm jedes Wort. Da sie in seinem reich ausgestatteten Atelier zum ersten Male einen Geschmack von Reichtum verspürte, erschien er ihr als der Märchenprinz, der sie zu neuem Leben erwecken mußte.

Eines Abends, als sie zusammen gegessen und mehrere Gläser schweren Wein getrunken hatten, nahm er sie mit derselben Selbstverständlichkeit, mit der er Essen und Trinken zu sich zu nehmen gewohnt war. Die Zeit eines besinnungslosen seligen Taumels brach für sie an. Sie fühlte sich hoch erhoben und ließ ihren Wünschen die Zügel schießen. Die großen Hände waren vergessen, nachdem die Häßlichkeit von ihnen abgestreift war, sie waren sogar in dem kleinen Kreis von Malern und jungen Tagedieben, der ihr die große Welt bedeutete, zu einer Art von grotesker Berühmtheit gelangt — man kannte „die kleine Blanche mit den großen Händen".

Einmal, als man in ausgelassener Stim-

mung zusammensaß, trällerte sie ein Lied — eines der kleinen frivol-sentimentalen Gassenhauer, die durch die Stadt schwirren wie ein Mückenschwarm.

„Bravo!" schrie einer, „Sie haben eine großartige Stimme. Sie sollten zur Bühne gehen."

Da öffnete sich der Himmel für die kleine Blanche. Sie sah sich als Sängerin auf der Bühne und tausend Hände Beifall klatschen. Nun kannte sie ihr Ziel. Wo sie irgendeinen Straßensänger traf, drängte sie sich in die herumstehende Menge, erstand sich für ein Kupferstück den Text und sang unermüdlich mit, bis sie die Melodie gelernt hatte. Und überall, wo sie sich zeigen konnte, gab sie ihre Lieder zum besten. Sie sang und man lobte sie, wie man eben ein kleines Mädchen lobt, dessen Gunst nicht allzu schwer zu erwerben ist.

Bald fand sie einen Liebhaber, der ihrer Laune nachgab und sie unterrichten ließ. Sie kam zu einer ältlichen Soubrette, die selbst noch auf einem kleinen Vorstadtvarieté als Liedersängerin auftrat. Zwar gingen die Wünsche der kleinen Blanche weiter, aber ihre Lehrerin belehrte sie eines Besseren:

„Die größten Künstler gehen zum Varieté, denn dort ist man unabhängig und kann sich rascher emporarbeiten. Bei dem Varieté verdient man Geld und kann wie eine Fürstin leben, während man anderswo kaum etwas zu essen bekommt. Dort findest du lustige Gesellschaft und vor allem singst du vor Männern und nicht vor einem Publikum von gelangweilten Modedamen, die dich spöttisch durch ihr Lorgnon betrachten."

Im übrigen bestand der Unterricht in der Hauptsache darin, daß sie sich von Blanche ihre Hausarbeiten verrichten ließ. Blanche erklärte sich um so eher mit allem einverstanden, als sie ein öffentliches Auftreten für die nächste Zeit zusagte. Als sie aber, nachdem die Frist verstrichen war, immer wieder auf die nächste Zeit vertröstet wurde, versuchte sie mit Hilfe ihrer Freunde, ihren Wunsch zu verwirklichen, und ruhte nicht eher, bis sie es durchgesetzt hatte, daß sie in einem kleinen Konzerthaus auftreten durfte.

Alle ihre Ersparnisse wandte sie an die Anschaffung eines Kleides aus hellblauer Seide, das sie jedoch in ihrer Sucht zu gefallen so sehr mit allerlei Zieraten schmückte,

daß ihre schlanke Gestalt, die ein einfaches, eng anliegendes Kleid gut zur Geltung gebracht hätte, ihren natürlichen Reiz verlor. So hoben sich die schmalen kindlichen Schultern aus einem Wust von Spitzen und Bändern; aus der ärmellosen Taille schauten die zarten Arme mit den großen Händen hervor.

Der Abend kam. Angst und Stolz wirbelten in ihr durcheinander und erregten sie so, daß ihr Blut durch die dicke Puderschicht auf den Wangen brannte. Zitternd wartete sie hinter den dunklen Kulissen, zupfte an ihrem Kleid und versuchte leise eine Tonfolge.

Dann stand sie allein auf der Bühne. Die grellen Rampenlichter blendeten sie. Die Kapelle intonierte die Melodie — da sah sie den Blick eines Mannes in der vordersten Reihe auf ihre Hände gerichtet. Er flüsterte seinem Nachbarn ein Wort ins Ohr, sie lachten leise. Und plötzlich fühlte sie wieder ihre großen Hände. Wie etwas Häßliches, unnatürlich Großes hingen sie an ihren Armen. Fast hätte sie den Einsatz verpaßt.

Dünn und ängstlich zitternd glitten die Töne aus ihrem Munde wie zum Hohn auf die frechen, aufgeblasenen Worte des Textes.

Sie war unfähig, die angelernten Gesten auszuführen, schwer wie Bleigewichte hingen ihr die Hände an den schwachen Armen.

Eine Unruhe lief durch den Saal, hier und da hörte man ein spöttisches Lachen. Verzweifelnd hob sie die Stimme: jetzt der Refrain! Sie mußte die Hand mit großer Gebärde beteuernd aufs Herz legen. Als koste es sie eine ungeheure Anstrengung hob sie den Arm und legte die Hand breit auf den spitzenbedeckten Ausschnitt ihres Kleides. Da traf sie ein Lachen — —: „Die Hand!" hatte dort einer gerufen — und nun schwoll das Lachen an — ein unbändiges Gelächter — ein schrillendes, kreischendes Gelächter — Johlen und Pfeifen — —

Sie sang nicht mehr, ihre Stimme hatte versagt, als das erste Lachen sie traf. Steif stand sie da, die große Hand immer noch aufs Herz gepreßt, unfähig einer Bewegung, und starrte in den dunklen, grauenvoll bewegten Raum.

Eine Wand senkte sich vor ihr nieder: man hatte den Vorhang fallen lassen.

Wütend stürzte der Direktor auf sie zu und zerrte sie von der Bühne.

„So gehen Sie doch von der Bühne!" zischte er. „Wollen Sie vielleicht noch eine Strophe zugeben? Habe ich's Ihnen nicht gleich gesagt, daß Sie lernen müssen, mit den Händen umzugehen? Von der Stimme gar nicht zu reden! Stimme haben heißt gar nichts, dabei haben Sie gar keine Stimme. Aber wer solche Tatzen hat wie Sie, muß sie wenigstens bewegen können und sie nicht wie einen Sandsack auf die Brust fallen lassen! Da muß eine Kuh lachen! He — still!"

Eine andere Sängerin war aufgetreten, mit Beifall begrüßt.

Die kleine Blanche starrte den kleinen, schwarzbärtigen Herrn an, der heftig gestikulierend vor ihr stand, als ob er ihr zeigen wolle, wie man die Hände gebrauchen könne. Sie hörte die grelle, schreiende Stimme der Sängerin — und wußte noch nicht, was geschehen war. Mechanisch sah sie an ihrer Gestalt herunter und begann zu begreifen, daß nun alles zu Ende war. Als sie davonschlich, hörte sie eine fette, giftige Stimme sagen:

„Wenn sie eine so große Stimme hätte wie sie Hände hat und Hände so klein wie

die Stimme — sie wäre eine exzellente Sängerin."

Ein Kichern folgte. Dann stand sie allein auf der Straße.

— — — — —

Am andern Tag zog man sie aus der Seine. Es war Sonntag, eine Menge Schaulustiger versammelte sich um die Leiche. Und irgendeiner verwunderte sich: „Teufel auch! Was für große Hände die Kleine hat!"

Wie Katharina Meerdegen kultiviert wurde

Ein Lebenslauf in Briefen.

Von Willy Ruppel.

Kathrin' Meerdegen an ihre Eltern.

Liebe Eltern!

Ich ergreife die Fedder, um Euch zu schreiben. Liebe Eltern, es gefällt mir gar nicht, indem ich so Heimweh habe, daß ich Nachds nicht schlaffen kann. Ich denke immer an die Küh' und an Euch, liebe Eltern. Auch an Jakob. Ich hab' auch eine Dasse zerbrochen, wo drauf steht „Der liebben Mamma“. Das ist die Frau. Sie ist sehr streng und kreischt oft. Der Herr ist freundlich. Er klopft mich auf die Backen, wenn die Madamm nicht da ist, und sagt, ich bin noch sehr dünn. Er ist ein guter Herr. Liebe Eltern, ich weine oft. Sind die Küh' noch

munter. Und seid Ihr noch munter. Hier sind viele Soldatten. Es grüßt

Eure Dochter Kathrin'.

Ich grüße den Jakob. Und den Herrn Liehrer.

Käthchen Meerdegen an ihre Eltern.

Liebe Eltern!

Ich teile Euch mit, daß ich wieder eine andere Stelle habe. Die vorige hat mir nicht gefallen. Weil ich abends immer zuhause bleiben sollte und das gefiel mir nicht. Wo ich eine gute Freundin habe, mit der ich gern Abends spazieren geh'. Sie heißt Albertine. Und ist in einem Geschäft. Und hat einen Bräutigam. Die gnehdige Frau, wo ich jetzt bin, bekümmert sich um nichts. Sie spiehlt Klasiehr. Das ist sehr schön. Der Jakob soll mich in Ruh' lassen. Er soll sich eine Andere suchen. Ich basse nicht für ihn. Es grüßt

Euer Käthchen.

Käthe Meerdegen an eine Freundin.

Liebe Anna!

Wie geht es Dir. Es geht mir gut. Hast Du auch einen Bräutigam? Ich hab' einen.

Der ist in einem feinem Geschäft. Er hat einen hohen Kragen an und will mich heuraten. Wir gehen Abends zusammen spazieren und Sonntags gehen wir tanzen. Das ist sehr schön. Ich hab' wieder eine andere Stelle. In der vorigen da war ein Sohn. Der war Student. Er kam nachhause. Und wollte mit mir bussieren. Da hat die Madamm' gekrischen. Und mir gekündigt. Na so eine wie die! Mit ihre falsche Zähn', wo sie immer ins Wasserglas legt. Jetzt hab' ich eine feine Stelle. Der Herr ist sehr gut. Er ist schon alt. Schreibe bald.

Es grüßt und küßt Dich

Deine Käthe.

Käthe Meerdegen an ihren Bräutigam

Lieber Fritz!

Bist Du gut nachhause gekommen? Es war wunderschön! Ich denke immer daran, wie Du mich geküßt hast. Die Gnädige ist sehr frech heute. Den ganzen Tag schimpft sie. Wenn sie noch ein Wort sagt, werfe ich ihr den Kram hin und gehe. So eine soll doch ganz still sein. Eine nette Witwe! Wie die nach den Herrn guckt. Und ein armes Mädel soll nicht einmal nach zehn

Uhr ausbleiben. Was die sich einbildet! Lieber Fritz, daß Du mich so lieb hast, freut mich sehr, ich bin sehr glücklich. Wenn wir erst verheiratet sind, dann wird's erst schön! Kommst Du heute Abend? Du triffst mich um neun Uhr an der Laterne, wenn ich den Hund ausführe. Die Gnädige geht aus, da habe ich bis 11 Zeit. Wir können wieder ins kleine Café, gehen.

Gruß und Kuß

Deine Käthe.

Käthe Meerdegen an ihre Mutter
(Postkarte)

Liebe Mutter!

Mir geht es gut, ich hoffe von Dir das gleiche. Ich habe sehr viel zu arbeiten, deshalb kann ich nicht viel schreiben.

Mit Gruß und Kuß

Deine Käthe.

Käthe Meerdegen an ihren Bräutigam

Lieber August!

Du brauchst nicht eifersüchtig sein, das war nur mein Vetter, der hier beim Militär ist. Er wollte mir etwas von zuhause erzählen. Also komm nur wieder. Die Gnä-

dige hat mir ein wunderschönes Kleid von ihr geschenkt, daß habe ich mir zurecht machen lassen, da sollste mal sehen! Schikk, sag' ich Dir! Wie is? Gehn wir morgen zusammen ins Variehte? Ich freu mich so sehr drauf! Sei doch kein Frosch, ich lieb Dich ganz alleine.

Deine Kleine.

Käthe Meerdegen
an Frau von Kustos-Merlan

Sehr geehrte gnädige Frau!

Auf Ihr Inserat in den „Neuesten Nachrichten" erlaube ich mir, mich um die ausgeschriebene Stelle als Jungfer zu bewerben. Ich kann perfekt frisieren, schneidern, Manikühre u. s. w. Ich lege Ihnen Zeugnisabschriften bei. Zur persönlichen Vorstellung bin ich jederzeit bereit.

Hochachtungsvoll!
Käthe Meerdegen.

Kitty Meerdegen an ihren Bräutigam

Doller Junge!

Na, Du bist mir der Rechte! Läßt sich 8 Tage nicht sehen! Wenn Du morgen

Abend nicht kommst, schön und elegant wie immer und nimmst mich nicht mit ins „Rheingold“ und spendierst nicht'n Püllchen, dann ist's aus mit uns! Also!

Denk Dir meine Gräfin hat einen Schmuck gekauft für 3000 Emm! Großartig sag ich Dir! So sollst Du mir einen kaufen!

Deine dolle Kitty.

Kitty Meerdegen an ihre Mutter

Liebe Mutter!

Wenn Du diese Zeilen liest, siehst Du Deine unglückliche Kitty nicht wieder. Ein Schuft hat mich ins Unglück gebracht. Seiner Verführung habe ich es zu verdanken, daß mich meine Gräfin wegen Diebstahl der Polizei übergeben hat. Glaub' mir, liebe Mutter, ich bin nicht schlecht, es war nur die Verführung jenes Schurken! Er hat mir gedroht, er würde sich und mich erschießen, und da hab' ich's eben getan. Wenn ich herauskomme, gehe ich ins Wasser. Gut, daß es Vater nicht mehr erlebt hat!

Vergiß Deine unglückliche Kitty.

Kitty Meerdegen an einen alten Freund

Lieber Doktor! Alter Sünder!

Haben Sie denn Ihre olle Kitty ganz vergessen, die sich in Sehnsucht nach Ihrem schönen schwarzen Bart verzehrt! Denken Sie noch an die Nächte in der „Loreley"? Wie ich Ihren schönen schwarzen Bart mit Sekt begoß? Wie Sie — —. Na also, ich bin wieder hier gelandet, und zwar im „Maxim". Haste Töne! Lokal tipp-topp! Der Besitzer will mir wohl. Ich kenne den Rummel. Na ja, 'n gelehriges Mädchen war ich immer. Hier bleib' ich! Aber Sie müssen Stammgast werden und Ihrer kleinen Kitty wieder Geschichten erzählen. Ist Ihr Bart noch schwarz und weich? Hoffentlich! Also kommen Sie, kommen Sie, alter Sünder! Aber! Draht müssense haben, sonst ists nichts mit uns! Mit dem Proletariat geb' ich mich nicht ab und unser Lokal ist 'n Lokal für die Aristokratie. Also los! Wie immer

Ihre Kitty.

Frau Katharina Schlögelmilch, Ww., geschiedene Mützelbecher, geb. Meerdegen an den Vorstand des Vereins „Gamaliel"

Hochgeehrter Herr Pfarrer!

Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich nicht abgeneigt bin, für die segensreichen Zwecke Ihres Vereins 1500 Mark zu stiften. Aber ich knüpfe die Bedingung daran, daß in Ihrem neyen Vereinshaus mein Name auf der Marmor-Gedenktafel der Wohltäter des Vereins angebracht wird.

Hochachtungsvoll!

Frau Kathrina Schlögelmilch, Wwe.
geb. Meerdegen.

Carola Caroli

Von Max Hochdorf.

Sie war eine Tänzerin und konnte sich vierzehnmal auf der linken Fußspitze herumdrehen. Als ich sie kennenlernte, schneite es so heftig, daß ich meine ganz beschlagenen Augengläser in die Tasche stecken mußte. Damals trug sie einen Strohhut mit einer Kirschengirlande herum und ein leichtes, helles Jäckchen. Sie zitterte wie ein Fähnlein im Winde und fragte mich:

„Mein Herr, darf man Ihnen Vertrauen schenken?"

Das Fehlen des Kneifers hatte mich schon etwas unsicher gemacht, und die merkwürdige Anrede des duftigen Persönchens, das bibbernd in dem Flockentreiben vor mir stand ließ mich wohl nicht sehr überlegen erscheinen. Sie nahm meinen Arm und drängte sich ganz an mich. „Bitte, führen Sie mich zu sich." Eine Droschke kam vorüber. Sie

ließ sie halten und flüsterte mir zu: „Sagen Sie dem Kutscher Ihre Wohnung.“ Ich tat es, ohne eigentlich zu wissen, was daraus werden sollte. Im Wagen verlangte sie meinen Überzieher. Ich zog ihn aus, und sie schlüpfte hinein. Sie wickelte sich ganz fest, und nur das zierliche Köpfchen mit dem Hut und den Glaskirschen guckte aus den bauschigen Falten. Mir war das alles sehr verwunderlich. Ich wußte kaum, wie ich in diese absonderliche Lage gekommen war. Und als ich das verpackte Stückchen Elend in dem bizarren Aufputze vor mir sah, hätte ich beinah aufgelacht. Sie merkte wohl so etwas und sprach, so kräftig sie nur vermochte: „Wenn Sie mich auslachen, steige ich sofort aus und verlasse Sie. Mit einem Unwürdigen will ich keine Sekunde zusammen sein.“ Solcher Drohung gegenüber war ich machtlos und bemühte mich, nach allerbestem Vermögen die Zufriedenheit meiner neuen Herrscherin zu erwecken. Sie konnte Gott sei Dank ungesehen ins Haustor schlüpfen, da es schon dunkel geworden war. Meine lieben Nachbarn hätten sonst geglaubt, ich bringe mir einen kleinen Waschbären zur Dressur nach Hause.

In meinem Zimmer rückte sie sich einen Lehnsessel an den heißen Ofen und streifte Schuhe und Strümpfe ab. Es waren kleine mit Schnallen versehene Halbstiefelchen, aber ganz aufgeweicht und aus der Form gekommen! Und die Strümpfe rosa, ein blaues Bändchen oben durchgezogen. Ich war für sie kaum vorhanden. Sie suchte nach Möglichkeit sich aufzuwärmen, und ein zartes Rot hauchte allmählich ihre Wangen an. Nach einer Viertelstunde fuhr sie aus ihrem Schweigen: „Diese Füße wird man einst küssen, mein Herr, man wird vor ihnen knien und sie verehren.“ Sie hielt mir ihre Ballettfüßchen hin, als erwarte sie, ich sollte den Anfang machen.

Ich sah die Phantastin etwas ungläubig an und fragte: „Sie sind dessen ganz gewiß?“ Um ihren Mund zuckte es verächtlich und höhnend.

Sie musterte mich wie einen Bedauernswerten und erwiderte: „Küßt man einer Königin und Göttin die Füße?“

„In Romanen, stolzes Kind.“

„Und ich will den Roman zur Wirklichkeit machen.“ Sie flitzte vom Stuhl empor und drehte sich in der Mitte des Zimmers

auf der Fußspitze herum, erst langsam, dann schneller und schneller. Schließlich war sie nur ein Wirbel, um den die Linien verwehten. Und nun war sie in die Knie gesunken und warf mir lachenden Mundes eine Kußhand zu.

All das war mit blitzender Geschwindigkeit geschehen, und eh ich noch mein Erstaunen äußern konnte, saß sie wieder am Ofen.

„Glauben Sie?“ fragte sie.

„Wenigstens wünsche ich Ihnen viel Glück zum Königreiche.“

„Wenn ich erst Königin bin, dann sollen Sie von mir eine Jahresrente bekommen, Sie barmherziger Samariter. Es scheint, als wenn Sie auch nicht auf Seidenbetten zu schlafen pflegen.“ Sie hatte sich in meinem Zimmer umgesehen und auf dem Schreibtische eine gypserne Sapphobüste gesehen. Sie holte sie zu sich herüber. „Das ist eine schöne Frau. Wer soll es sein?“

„Sappho, die Königin der Dichterinnen.“

„Hat sie auch tanzen können?“

„Das weiß ich nicht.“

„Rechte Königinnen müssen tanzen können, damit sie anmutsvoll den Fuß auf die

Stirnen der Untertanen setzen. Bitte, beugen Sie sich nieder. Ich werd' es Ihnen zeigen.“ Ich dankte, ich wollte keinen Sklaven spielen. Sie war gekränkt in ihrer Majestät und meinte: „Sie werden es doch einmal tun. Was sind Sie?“ fuhr sie plötzlich fort. „Sie haben soviel Bücher in Ihrem Zimmer. Sie müssen sehr klug sein.“

„Was ich bin, meine Königin? Das läßt sich schwer sagen. Ich bin ein Mensch, der gern auch so tanzen können möchte, wie Eure Majestät, aber schon zu steif geworden ist. Amtlich nennen sie mich einen Philologen.“

„Wenn ich Königin geworden bin, sollen Sie einen eigenen Tanzmeister haben, um wieder gelenkig zu werden.“ Sie war aufgestanden und huschte im Zimmer herum, alles anguckend und prüfend. Plötzlich schüttelte sie sich. „Es ist kalt hier, wir müssen auflegen.“ Sie hatte einen schön gebundenen Homer ergriffen und ins Feuer geworfen, ehe ich sie hindern konnte. Die Glut lohte hell auf und fraß sich schnell durch die Blätter. Ich hätte zornig werden sollen. Doch sie hatte es mit so viel Anmut und Natürlichkeit getan, daß ich gar nicht daran dachte, sie zu tadeln. Nur der

Vorsicht wegen sagte ich: „Sie haben einen schweren Mord begangen, Frau Königin, Sie haben den Homer verbrannt."

Und sie, sorglos und fliegend: „Wer ist Homer?"

„Das ist ein großer Künstler."

„Also ein Kollege von mir? Es ist Aufgabe der Künstler, Herr Philologe, dem Menschen das Herz zu erwärmen.. Herr Homer wird sich freuen, mir den Gefallen erwiesen zu haben. Der eine tut's mit Versen, der zweite mit den Beinen."

Gegen solche Ästhetik ließ sich nichts einwenden. Ich fürchtete nur, um meine papierenen Lieblinge zu kommen, wenn die wärmebedürftige Seele alle den Märtyrertod wollte sterben lassen. Sie war barmherzig, und es blieb bei dem einen Buche.

Jetzt begann mir meine zu hastig gewährte Gastfreundschaft aber leid zu tun. In die Schneenacht konnte ich das so notdürftig geschützte Mädchen allein nicht hinauslassen, und ich machte ihr den Vorschlag, sie in ihre Wohnung zurückzufahren.

„Bis jetzt habe ich weder ein Königreich noch eine Wohnung", sagte sie. Zum erstenmal sah ich sie demütig. Ihre Stimme hatte

etwas Flehendes und Schmeichelndes. Es gelang mir, meine Wirtin von dem hilflosen Zustande des Mädchens zu überzeugen und sie behielt das arme Wurm trotz ihrer beschränkten Häuslichkeit bei sich.

Tags darauf sah ich meine Königin ohne Land wieder. Sie hatte von der gutmütigen Frau einige Wintersachen bekommen, die ihr viel zu weit waren, aber wenigstens keinen Frost durchließen. Sie begrüßte mich sehr huldvoll und bat um ein Gespräch unter vier Augen. Den geflickten Wollrock legte sie zurecht wie eine Krönungsschleppe und begann: „Ich möchte Ihnen danken für Ihr edles Herz und Sie bitten, mir standesgemäße Kleidung zu besorgen. In solcher Armeleutetracht kann ich mich nicht in die große Welt begeben."

Ich war verdutzt. „Ich habe an Ihnen getan, mein Fräulein, was ich tun konnte. Die Sachen, die Sie anhaben, will ich am Ersten meiner Wirtin gern bezahlen und Ihnen noch ein paar Mark draufgeben, damit Sie nicht auf der Straße wohnen müssen. Aber mehr steht außer meinen Kräften."

„Sie haben kein Geld?"

„Nein."

„So borgen Sie."

„Ich kenne niemanden, der mir zu solchem Zwecke aushelfen würde."

„So stehlen Sie." Sie war aus meinem Zimmer geeilt und hatte die Tür hinter sich zugeworfen. — Ich sah vom Fenster, wie sie aus dem Hause eilte, und an der nächsten Ecke verschwand.

Das waren die Folgen meiner Gutmütigkeit. Hol' der Teufel das verwünschte Abenteuer.

Zwei Tage darauf erhielt ich ein Paket mit den Kleidern der Wirtin und beiliegend ein duftendes Briefchen: „Hochgeehrter Herr, ich habe noch kein Königreich, aber einen sehr gehorsamen Untertanen gefunden. Den Tanzmeister schicke ich Ihnen bald. Ihre Karola Karoli."

Bubis Liebesglück

Von E. von Stehlin.

Wie das so bei einer wandernden Schauspielertruppe ist, — sie hatte nie Geld! Sie stand immer wegen chronischen Geldmangels vor der gänzlichen Auflösung. Kamen die Mitglieder der Truppe in einem Ort an, so mußte man bei den Einwohnern sammeln gehen, um das Gepäck mit dem Theaterkram auslösen zu können, und vor der Abfahrt wurde wieder der Geldbeutel des p. t. Publikums in Anspruch genommen. —

Nun, diesmal half alles nichts. Es war zu Ende. Aber die hübsche Naive machte sich nicht viel Kopfzerbrechens darüber. Sie hatte einen Beschützer gefunden in diesem entlegenen Erdenwinkel hoch oben in den Bergen, wo es nur Sommerfrischler gab, und ein paar unglückliche Offiziere, die im warmen Sonnenschein auflebten, um nach

den kurzen Sommermonaten wieder in ein sagenhaft graues, ödes Dasein zurückzusinken.

Also dieser Beschützer war der jüngste der Leutnants; sehr nett fand sie ihn. Er war einmal eine hübsche Abwechslung, denn er erstarrte in Ehrfurcht vor ihr, — und war verliebt, verliebt! — —

Nein, wirklich rührend war's.

Sie war öfters mit ihm spazierengegangen, und da hatte er ihr beseeligt sein kurzes Knabendasein erzählt und sie eingeweiht in seine hochfliegenden Pläne und Ansichten.

Seine Familie kannte sie genau: Exzellenz Papa, — die dicke, stattliche Mama — o die konnte sich gut verstellen! — und auch einen heißbewunderten, älteren Bruder hatte er, „der durfte zur Kavallerie, aber Papa meinte, einer wäre genug zum Geld rauswerfen, und so bin ich zur Festungsartillerie gekommen. Aber es gefällt mir sehr gut — und am Ende hätte ich sonst Sie gar nicht kennengelernt" —, dabei sah er sie entzückt und zärtlich an.

Und sie hatte dann eine reizende Art, ihn mit ihren braunen, goldigen Augen anzulachen. Und dann erzählte sie:

Ja — sie war natürlich auch aus einer

sehr, sehr guten Familie —, das hatte er sich gleich gedacht. Ihr Vater war ein hoher protestantischer Geistlicher und hatte die Tochter verstoßen, als sie begeistert ihrem inneren Rufe folgte und Künstlerin wurde. Das erzählte sie sehr rührend mit viel Augenaufschlagen und gedämpfter Stimme. „Meine Mutter hatte ich ja ganz früh verloren, und so stehe ich unbeschützt in der Welt da. Aber ich bin immer tadellos aus aller Versuchung hervorgegangen, — Sie können mir's glauben."

Ach, er glaubte ja alles, was der frische, rote Mund erzählte. Sie war so süß. Es war wirklich vom Schicksal ein wenig heimtückisch, daß es ihn, den reinen Toren, gerade mit diesem heißblütigen Geschöpf zusammenbrachte. Sie war keine Schönheit, aber in ihre strahlende Lebenslust, den goldenen Glanz ihrer Augen verliebten sich die Männer fast alle. — —

Sie saß auf der Bank, wo sie alle Nachmittage ihn erwartete. Als er eifrig und glückstrahlend auf sie zukam, zog sie ein trauriges Gesicht.

„Ich habe solches Unglück, Herr Leutnant, denken Sie nur, unsere Truppe ist

verkracht, und nun sitze ich armes Ding mittellos und allein da."

Er setzte sich neben sie, und im Eifer nahm er ihre Hand in die seine.

„Allein?" sagte er vorwurfsvoll. „Sie haben doch solch treuen Freund an mir. Könnte ich Ihnen helfen, o dürfte ich Ihnen helfen, ich wäre ja zu glücklich."

Sie war wirklich gerührt, er sagte das mit unendlich treuherzigem Ausdruck.

„Das geht nicht, ich habe noch niemals etwas von einem Herrn angenommen."

„Aber ich verehre Sie ja, wie man eine angebetete Schwester verehrt. Ich möchte Ihnen ja nur einiges Geld leihen, bei Ihrem großen Talente können Sie es mir sicherlich später wieder ersetzen. Es wäre eine solche Ehre für mich. Ich gebe Ihnen mein Wort, ich bin überzeugt, daß ich der erste Mann bin, der Ihnen in dieser Weise nahetritt."

Sie amüsierte sich wie ein Schneekönig. Der Mann vor ihr war neunzehn Jahre alt.

„Sie Bubi!" entfuhr es ihr.

Er wurde dunkelrot.

„So nennt mich die Mama immer. Aber

mir wäre lieber, Sie würden mich nicht so heißen."

„Also lieber Leutnant, ich nehme Ihr Anerbieten an, — leihen Sie mir das Geld, damit ich nach Innsbruck oder Wien fahren kann; dort sehe ich mich auf einer Agentur nach einem Engagement um und dann —"

„Sie werden doch nicht gleich fortfahren, — bitte, nicht. Nur ein paar Tage bleiben Sie noch hier, jetzt, wo das dumme Theater nicht mehr da ist" — er war in jeder Vorstellung in der ersten Reihe gesessen, und zwar mit Begeisterung —, „können wir solch herrliche Abende erleben, — nehmen Sie mir doch das eine Glück nicht." —

Sie blieb, denn sie mochte den „Bubi" gern. Sie waren viel zusammen, und erlebten köstliche Stunden miteinander. In ihm flammte zum erstenmal in seinem Leben eine große heiße Verliebtheit auf. Und sie wußte dieses ganz unverfälschte, glühende Gefühl voll zu schätzen. Es machte ihr Freude, mit ihm zu spielen, und dabei merkte sie mit Staunen, daß er an Selbstbeherrschung ein Mann war. —

Einmal waren sie hinaufgestiegen, da wo die Alpenrosen und Latschen anfangen. Sie

war nun schon wochenlang sein „Gast". Der junge Mann war selig und konnte sich nicht genug tun an leisen, zarten Aufmerksamkeiten, die sie rührten, aber auch ein klein wenig belustigten.

Die Luft flimmerte vor Hitze und die Latschen strömten die Glut mit heißen Düften geschwängert zurück. Um sie blühten rotleuchtende Alpenrosen und tiefe Ruhe umgab sie.

Sie setzten sich dicht nebeneinander in den Schatten einer Legföhre, — er sah starr mit weitgeöffneten Augen hinaus in das weite Tal — lange Zeit, — ganz in sich gekehrt.

Das behagte ihr nicht, — sie begann mit leichten Fingern mit seinen krausen, kurzen, blonden Haaren zu spielen. Und plötzlich — sie war wie betäubt von diesem jähen Ausbruch — drehte er sich zu ihr, nahm sie in seine jungen starken Arme und küßte sie, küßte sie —.

Jubelnde Koselaute kamen von seinen Lippen. Er hob sie auf, nahm sie in seine Arme, und zeigte sie jauchzend dem ganzen weiten Tal da unten. — — —

— — — — — — — —

Während er glückselig seiner ersten Liebe lebte, gab's bei den Exzellenz-Eltern sorgenvolle Gesichter.

Es fand gerade Familienrat statt. Vor der Mama, die mit grämlichem Hängebackengesicht dasaß, lief der Vater im Zimmer auf und ab, nichtsahnend, daß er dadurch seine Frau nervös machte. Behaglich in einen Sessel zurückgelehnt, saß der ältere Sohn, — sehr befriedigt, daß es diesmal nicht über ihn herging.

„Er war doch immer so ein braver Bub', der Bubi“ — klagte Mama. „Warum kommt er denn jetzt auf einmal mit seiner Zulag' nicht mehr aus?“

Und der Vater: „Ich hab' ihm immer gesagt — Bubi, wer nicht mit seinem Geld auskommt, ist kein anständiger Mensch. Ich bin *immer* mit meinem Geld ausgekommen, — *immer*! Mach' kein solches Gesicht, Franzl, — du hast mir schon Sorgen genug gemacht, — wann jetzt auch noch der Bubi anfangen wollt'! Ja, was is jetzt da zu machen, — dich hat man wenigstens alleweil dag'habt, — das war doch ein Vorteil! Und der Bubi, der wie Schneewittchen hinter allen Bergen sitzt, — trinken tut

er nix, — und Weiber sind doch dort einfach ausgeschlossen, — ja, jetzt sag' mir g'rad', Franzl, was soll man nur da denken!"

„Weißt, Papa, ich werd' halt hinfahren, und so ein bissel nachschauen. Die Reise wird mir schon des guten Zweckes halber vergütet, — und dann bring' ich euch die G'schicht' in Ordnung — brauchst nicht so ungläubig brummen, Papa!" —

So kam es, daß mitten in Bubis Liebesglück der elegante Bruder Franzl erschien.

Er saß schon wartend im Zimmer, als Bubi vom Dienst nach Hause kam, hatte sich's bequem gemacht, und vor ihm auf dem Tisch lag eine ganze Kollektion anmutiger Sachen, — Damenhandschuhe, ein Papierfächer, ein Seidentüchlein. G'rad beugte er sich interessiert über den Handschuh, der war klein und lag mit gebogenen Fingern, g'rad so wie man eben herausschlüpft, auf dem Tisch.

„Ja, Franzl, wie kommst du denn plötzlich daher?" —

„Gel ja, das möchtest wissen! Aber ich bin auch auf was neugierig, — erzähl' mir doch, wem alle diese netten Sachen da gehören!"

Und als der andere betreten schwieg, stand er auf, legte sehr herzlich den Arm um ihn: „So, jetzt beicht' einmal deinem großen Bruder, wer und wie und was."

Nach einer Viertelstunde wußte er alles. Das war ja sehr interessant, diese Liebesgeschichte vom Bubi.

„Also, was soll denn jetzt geschehen, hm?"

„Ja siehst du, ich bin so mitgegangen mit diesem lieben, armen, schutzlosen Wesen," und kurz entschlossen setzte er großartig hinzu, „ich werde sie heiraten."

Der Bruder war sprachlos.

„Ja, ich gehe weg vom Militär —"

Nun aber brach es los. Wie ein Richter saß der Ältere dem Jüngeren gegenüber und schlug mit markigen Worten kurz und klein, was der an Idealen und Illusionen hatte. Er selber hatte überhaupt nie welche gehabt, ihm war es nie schwer gefallen, die landläufigen Anschauungen von Moral und Sitte als die alleinseligmachenden anzunehmen.

Der junge Leutnant stand lautlos da, an den Tisch gelehnt. Unbewußt spielten seine Hände mit den Gegenständen, die der Geliebten gehörten. Einmal raffte er sich auf,

— er wurde gerade als Nagel zum Sarge seiner Eltern bezeichnet.

„Wenn wir nun eine Schwester hätten und jemand ...“

„Ja, bist denn du über die allerersten Idealisteneseleien noch nicht hinüber? Jetzt bist du schon ein Jahr aus der Schule, — das kommt davon, wenn man seinen Buben in ein' Ort steckt, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist. Das hab' ich ja immer dem Papa gesagt, — keinen Begriff kriegst du, was das Leben ist!“

„Wenn *das* euer Leben ist, so dank' ich dafür“, rief der junge Mann in bitterem Schmerz aus.

Da bekam der ältere Bruder Mitleid mit ihm. Er war ja ein guter Kerl, das mußte man ihm lassen. Er stand auf, trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter.

„Nimm die Menschen und das Leben, wie sie nun einmal sind, und freu dich an ihnen, — das ist die größte Kunst. Nicht kritteln und ändern wollen, da geht dir die Lebensfreude bis aufs letzte Tüpferl zum Kuckuck. Ja nicht anders sein und handeln wollen, wie die lieben Mitmenschen, sonst gibt's eine Jagd auf dich. Und hinterrücks, weißt, —

so wie wir's als Buben mit den Lehrern gemacht haben: schaut er her, ein ehrbares Gesicht gemacht, — geht er raus, — nun dann kann der Spaß losgehen.

So, und nun geh ich zu deiner Herzallerliebsten und mach' die Sach' mit ihr aus; über ihre Ehr' oder Unehr' beruhig' dich. Ich kenn' mich schon aus. Abschied wird nicht mehr genommen, — ich komme noch einmal zu dir, und sag' dir, wie die Sache ausgegangen ist, und dann nehm' ich das Fräulein hopp, und fahr' mit ihr ab, damit ich unseren alten Herrn auch wirklich beruhigen kann.

Und jetzt paß auf — jeder von uns hat mal seine erste Liebe gehabt, — vielleicht auch mit deinen großartigen Ideen von Treue und ewigem Glück. Damit wir aber ja nicht zu eingebildet werden im Bewußtsein unserer erhabenen, edlen Gefühle, hat uns das Schicksal einen Strich durch die Rechnung gemacht. Und dagesessen sind wir und waren grad so ein elender Kerl, wie der verachtete, liebe Nächste."

Am Abend dieses Tages saß der junge Leutnant an derselben Stelle, wo er seiner Liebsten den ersten Kuß gegeben, schaute

traurig weit ins Tal hinein, und überlegte, was er an diesem Tage erlebt hatte. Er war gänzlich verstört und wirr. Daß er in namenloser Schwäche seinen Bruder für sich handeln ließ, schmerzte ihn tief. Das Allerschlimmste aber war, daß sie, seine süße erste Liebe so schnell, so furchtbar schnell nachgegeben hatte.

Um ihn wurden die Bergesschatten violett und dann grau. Die Dämmerung brach herein.

Er starrte ins Land hinein, in die Welt, die ihm so anders geworden war und so leer. Und als er mit seinem Denken gar nicht weiter kommen wollte, warf er seine Gesinnung, auf die er so stolz war, all seine edlen und hohen Gefühle, weit von sich. Nur eine wilde Sehnsucht nach den lieben lachenden Augen, dem frischen Mund, den weichen Händen, nach dieser ganzen süßen Weiblichkeit wachte in ihm auf.

Und er streckte die Arme aus: Ob du die bist, für die ich dich hielt, ob gut und edel oder nicht — es ist mir gleich. Nur dich haben, nur dich halten — — —

— — — — — — — —

„Du hast mich damals vor einer großen Dummheit bewahrt, ich weiß dir Dank dafür“, sagte er nach Jahren zu seinem älteren Bruder.

„Keine Ursach’, meinte der, und versank in lächelndes Nachsinnen: Er hatte die Sache damals doch sehr hübsch gemacht, und die Belohnung, daß er geredet hatte, wie ein Buch, folgte auch sogleich. Das war die urgemütliche Fahrt mit der Kleinen nach Innsbruck zurück. Wie gut hatten sie sich zusammen unterhalten. Und dann die wenigen flotten Tage, die sie in Bozen verbrachten — sie war wirklich ein reizendes Mädel gewesen. Als er ihr im Coupé ein bißchen näher gerückt war, als nötig, hatte sie schelmisch drohend die Hand erhoben und mit unterdrücktem Lachen und tiefer, verstellter Stimme gesagt: „Sie werden begreifen, mein Fräulein“ — da hatte er sie so abgeküßt, daß ihr der Atem ausging. Ja, das waren schöne Tage gewesen.

„Keine Ursach’“, wiederholte er, lachte herzlich und lang und schlug seinem gerührten Bruder vergnügt auf die Schulter.

„Tilly“

Moderner Lebensgang, durch Inserate und Zeitungsausschnitte verfolgt von Elmon.

Daß unsere Familie gestern durch ein kräftiges, gesundes Töchterchen vermehrt wurde, beehren sich mitzuteilen

Tischlermeister Joh. Stampfer u. Frau.

Wien, 3. Mai 1850, Veronikagasse 6.

Ein armes, braves Schulmädchen bittet um eine edle Firmpatin.

Anfrage bei Stampfer, Veronikagasse 6, Souterrain.

15jähriges Mädchen mit guten Schulzeugnissen sucht Anstellung als Lehrmädchen in besseres Konfektionshaus.

Gefl. Anträge erb. unter „Tilly“ an die Exped. d. Bl.

Ein donnerndes Heil zum lieben Namensfeste sendet an Tilly.

Cps. Allemannia.

Jener reizende blonde Backfisch, der mich gestern Abends mit ihrer grünen Hutschachtel anstieß, behebe Brief unter „Blaue Augen, Kirschenmund", Hauptpostamt.

Ulane.

Welche edle Persönlichkeit verhilft sehr talentiertem, jedoch mittellosem Mädchen zur Bühnenlaufbahn? „Tilly", Expedition d. Bl.

Für Soubrette Tilly erliegt Brief!

Künstlerin,

sehr distinguiert, sucht per sofort möblierte Wohnung. Salon mit zwei Nebenräumen. Streng separiert. Anträge „Tilly" Exped. d. Bl.

Ulane:

Du Einziger, so hat es unser Geschick beschlossen. — Wir können nichts dagegen. — Daß ich nur Dich allein geliebt habe, weißt Du ja nur zu gut. Diese meine Liebe sei Dein Geleite! Vergiß mich nie, so wie ich immer nur Deiner gedenken werde! T.

Tilly:

Die Erinnerung der herrlichen Stunden in Deiner rosigen Nähe werden mir trö-

stendes Geleite sein im harten Lebenskampfe. Nicht daß wir uns vergessen dürfen: Wir könnten es auch nicht! — Ich werde wahrscheinlich nach Dalmatien versetzt. — Wenn alles beruhigt ist, schreibe ich wieder. — Leb' wohl!

For ewer Dein Ulane.

Ihre Verlobung zeigen an:

Tilly Stampfer
Heinrich von Göd

Dresden. 19. Juli 1868.

Saal der Singakademie:
Dienstag, 5. März abends 8 Uhr 3. Liederabend

Tilly von Göd

...Die Gemahlin des Defraudanten, Frau Tilly von Göd, die seit zwei Jahren von ihrem Manne geschieden in Berlin lebt, erklärte einem unsrer Redakteure, erst durch die Zeitungen von dem Tatbestande in Kenntnis gesetzt worden zu sein.

... Frau Tilly von Göd gab dann auf besonderen Wunsch der hohen Gastgeberin noch einige Arien zum besten.

Baronin Tilly von der Rumpen-Gleißen
geb. Stampfer
Baron Edmund von der Rumpen-Gleißen
Vermählte
London im Juni 1880.



Karl Otto von der Rumpen-Gleißen
meldet sich als neuer Weltbürger
Berlin-Friedenau 4. Oktober 1880

Englische Nurse
sofort gesucht für schwächlichen, pflegebedürft. Säugling. Vorzustellen Villa von d. Rumpen, Friedenau.

...Frau Baronin Tilly von der Rumpen hat in liebenswürdigster Weise ihre Beteiligung an der wohltätigen Veranstaltung zugesagt.

Ex Ulane:
Unser Geschick wollte uns wieder zusammenführen! — Für Dich bin ich immer dieselbe. — Morgen nicht. In 8 Tagen erst Wiedersehen möglich. T.

8

Baron von der Rumpen protestiert energisch gegen jedwede médisance, das Verschwinden seiner Frau betreffend. Tatsache ist, daß die Baronin, seit einiger Zeit sehr nervenleidend, sich auf Erholung nach der Schweiz begeben mußte.

Privat-Detektiv gesucht!
Hohe Vergütung. Reisekosten.
Postamt 62. „E. v. d. R."

Steglitz.
Moderne Villa. 20 Räume. Komfort. Großer Park. Zu verkaufen oder sofort vermietbar. Postamt 62. „E. v. d. R."

Edmund verzeihe!

T.

Um des Kindes Willen, ja.
Bedingung: daß „Er" sofort Cannes verlasse. E.

Gesucht ab 1. März: Feine, deutsche Kammerzofe. Ebenso jüngerer, deutscher Diener, der sich auch als Stallbursche verwenden läßt. Vorzustellen: Villa Tilly, Mentone.

Nach der Riviera gesucht

erfahrener Pädagoge für kränklichen, jedoch sehr intelligenten, aufgeweckten 8 jährigen

Knaben. Erwünscht vollkommene Kenntnis der deutschen, französischen und englischen Sprache. Freie Station. Öftere Auslandreisen. Detaillierte Offerten mit Zeugnisabschriften zu richten an

Baron v. d. Rumpen,
Mentone, Villa Tilly.

... Wenn auch etwas zu jugendlich in der Farbe gewählt, war die Toilette der Baronin von der Rumpen von äußerst aparter, tadelloser Eleganz.

Roulette-Tisch. Tilly.

Habe dich sofort wieder erkannt! Diese Augen vergißt man nie im Leben, wenn auch beinahe ein Vierteljahrhundert uns von jenen holden Tagen trennt. Wie? — Wo? — Wann Wiedersehen möglich?

Cps. Allemannia.

Cps. Allemannia:

Dem unbekannten Zusender stehen die Blumenspenden, sowie ungeöffneten Briefe jederzeit zur Verfügung, mit der frdl. Bitte von solchen Sendungen fernerhin gütigst abstehen zu wollen.

Karl Otto von der Rumpen-Gleißen

im zarten Alter von 13 Jahren erlosch gestern sanft in den Armen seiner untröstlichen Eltern

Baron Edmund und Baronin Ottilie von der Rumpen-Gleißen.

Mentone, 14. Mai 1893.

Man meldet aus Montecarlo: Baron von der Rumpen hat heute beim „Trente-et-quarante“ beinahe sein ganzes Vermögen eingebüßt.

Wie gewinne ich in Monte Carlo?

Unfehlbaren Trick teilt vornehme Persönlichkeit mit. Poste restante „E. v. d. R.“

Kauf und Verkauf

von Juwelen, Schmuck, Kunstgegenständen vermittelt unter strengster Diskret. Aristokratin in den besten Kreisen eingeführt.

„T. v. d. R.“ Poste restante.

Côte d'azur, Villa Tilly in Mentone

sofort verkäuflich, Anfrage ebenda.

Grande maison de Paris, Nizza.
Dernières créations,
Ouverture 5me Novembre 1894.
Mad. Ottilie von der Rumpen
Propriétaire.

Verkauf unter den Bezugspreisen.
Grand' maison de Paris.

Baronin Ottilie v. d. Rumpen-Gleißen gibt tieferschüttert Nachricht vom plötzlichen Ableben ihres teueren, unvergeßlichen Gemahls

Baron Edmund von der Rumpen-Gleißen

S. Remo, 18. Febr. 1899.

Wegen Auflösung des Haushaltes.

Möbel und sonstiges Zubehör billigst abzugeben.

S. Remo. Corso inglesi 4. Mad. O. v. d. R.

Aristokratin

sucht sofort 3000 Mk. geg. Bürgschaft. „O v. d. R." a. d. Hauptannoncenexpedition „Mundus", Berlin.

Tauentzienstr. Berlin W.

Neuest eingerichtete Fremdenpension 1. Ranges. Modernster Komfort. Künstlerische Raumausstattung. Mad. O. von der Rumpen, Inhaberin.

Baronin sucht sofort 1000 Mark aus Privathand. Sicherheit. Vornehme Wohnung. Kunstgegenstände. „O. v. d. R." Exped. d. Blattes.

Teilhaber

Herr oder Dame für gutgehende Pension ersten Ranges gesucht. 2—3000 Mark erforderlich. „O. v. d. R." an die Exped. d. Bl.

Kunstgegenstände sofort zu verkaufen. Billigst. „O. v. d. R." Exped. d. Bl.

Zwangsversteigerung.

Wichtig für Pensionsinhaber, Hoteliers usw. — Montag, den 4. April 1905 werde ich vollkommene Ia Pensionseinrichtung, 8 Zimmer, Salon, Speisesaal samt Zubehör, öffentlich an Meistbietenden, gegen sofortige Barzahlung versteigern.

Gerichtsvollzieher Knoll
Berlin W.

Ex Ulane:

Du bist in Berlin! — Wenn unsre Liebe uns wirklich das war, als was sie uns damals erschien, gib uns ein Lebenszeichen von Dir. Die Zeiten der Schwärmereien sind

uns beiden längst entschwunden. Unsern weißen Haaren verbleiben nur teure, tröstende Erinnerungen. Mich hat das Geschick selten hart verfolgt. Doch durch alle Stürme hindurch habe ich das Bild der alten Jugendliebe zu retten gewußt; ungetrübt und unverdorben hab' ich es verwahrt, denn ich ahnte und wußte: Wir sehen uns doch noch einmal wieder! Im Namen des Vergangenen. Schreibe! T.

Tilly:

Bewußte Dame wird vorläufig auf diesem Wege dringend ersucht, meinen Mann mit ihren Briefen und sonstigen Annäherungsversuchen weiterhin verschonen zu wollen. 60 Winter herben Lebenskampfes hätten im Herzen der würdigen Greisin die sentimentalen Erinnerungen einer launigen Zeit längst schon vertilgen können!

Des „Ex-Ulanen" Gemahlin.

Vornehme, ältere Dame vermietet elegant möblierte Stube. „O. v. d. R." Exped. d. Bl.

Zimmer- und Kücheneinrichtung, gediegene Möbel, wegen Abreise sehr preiswert zu verkaufen. „O. v. d. R.", Exped. d. Bl.

Die Verlobung meiner Nichte Valerie Stampfer mit Herrn Baumeister Franz Huber beehre ich mich hiermit anzuzeigen.

Baronin Ottilie v. d. Rumpen-Gleißen
geb. Stampfer.

Wien, 19. September 1908.

Als frischangekommene neue Weltbürgerin meldet sich

Tilly Huber.

Wien, 8. Februar 1910.

Gewissenhafte Pflegerin, die auch etwas vorlesen kann, gesucht für alte Dame. Vorzustellen bei Huber, Veronikagasse 22.

Baronin Ottilie von der Rumpen-Gleißen

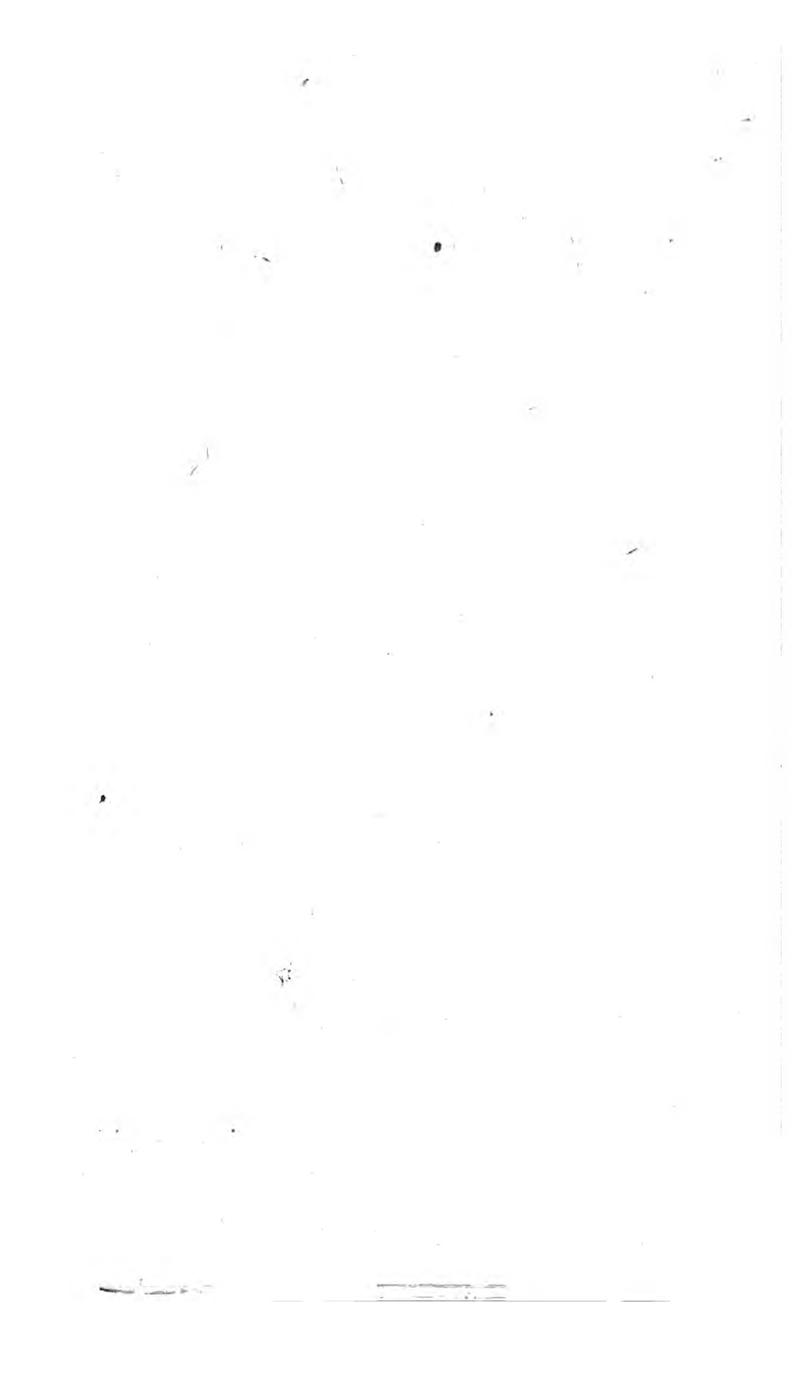
geb. Stampfer,

entschlief heute früh 1/4 4 Uhr nach langem, schwerem, mit großer Geduld und Ergebung ertragenem Leiden.

Tiefbetrübt die Nichte

Valerie Huber, geb. Stampfer
und Gemahl.

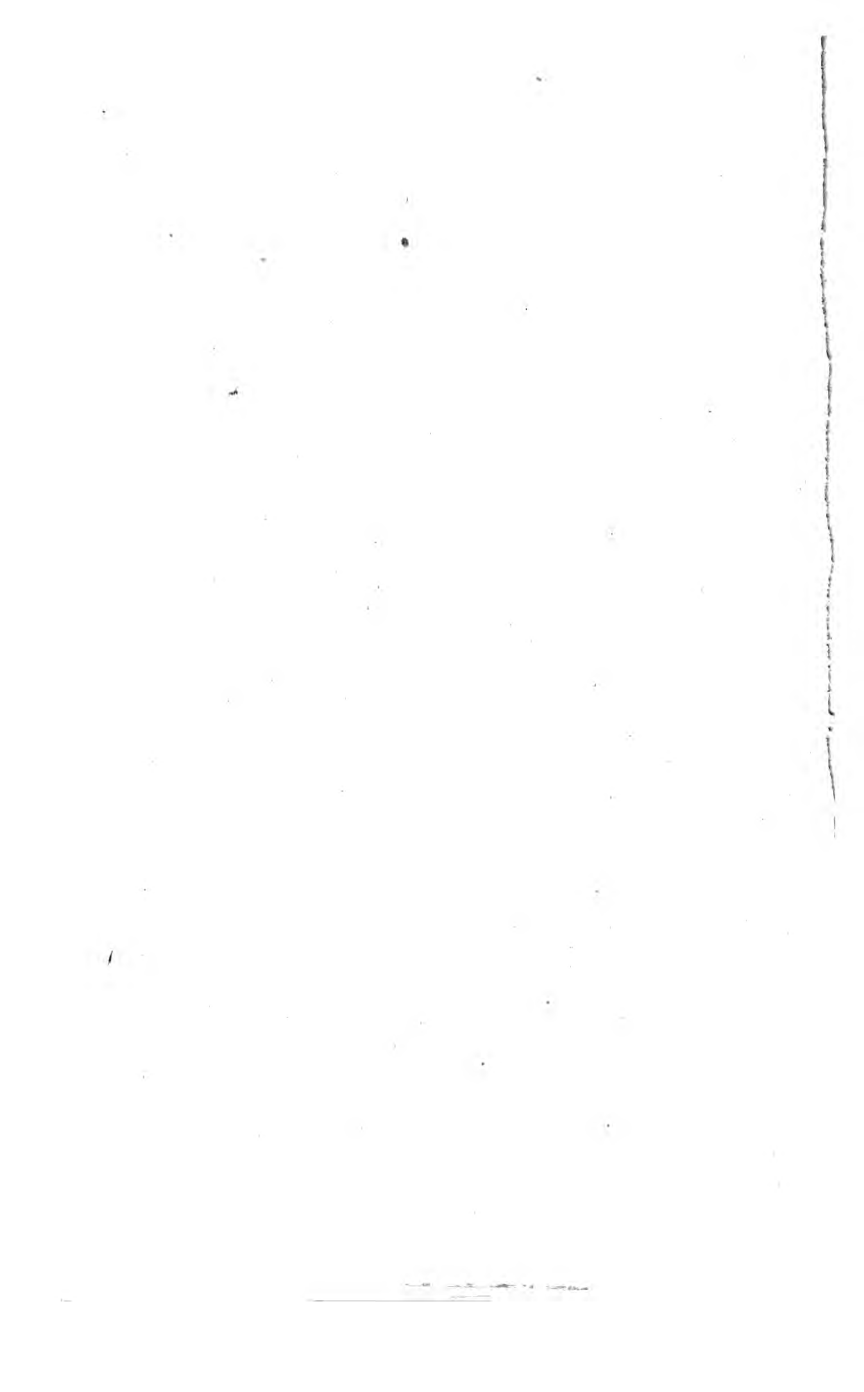
Wien, 5. Dezember 1911.











Offsetdruck
der Spamerschen Buchdruckerei
in Leipzig